Politische und unpolitische

Fahrten und Abenteuer.

Von

K. Heinzen.

Zweiter Band:

Neuere Fahrten oder Politische Romantik.

Mannheim.

Bei Heinrich Hoff.

1846.

Selbstverlag des Verfassers.

Inhalt.

Seite.

I. Feldzug gegen einen teutschen Kaiserprätendenten 297
II. Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz 323
III. Ausflug von Zürich nach dem Wallensee. Ein *scher Geheimrath und die Schweizer . . 397
IV. Der polnische Hannibal, am Wasserfall bei Schaffhausen 437
V. Lord Waterford auf dem Kölnischen Karneval 472
VI. Die Anadyomene des Bodensee's 492

I.

Feldzug gegen einen teutschen Kaiserprätendenten.

Der Kelch der politischen Romantik wurde mir zuerst dargeboten, als meine spröde Natur sich, aus Furcht vor übertriebenen Zärtlichkeiten der preußischen Justiz und Polizei, auf belgischem Gebiet von Köln aus in Sicherheit brachte. Ich habe diese Sicherheitsreise in dem Kapitel „Politische Romantik" beschrieben, welches man, wenn man sich für diese Art Reiseliteratur interessirt, in der bei Leske zu Darmstadt erschienenen Schrift „Mehr als zwanzig Bogen" nachlesen kann. Der hier folgenden Reihe von Reiseskizzen hätte ich das erste Bild, welchem sie sich anschließen, gern in etwas anderer Gestalt voraufgehen lassen, um die zusammengehörenden Theile unter Eine Ueber=

sicht zu bringen; leider aber gehört dasselbe zu den Erscheinungen, welche in Teutschland von Polizei wegen nicht zum zweiten Mal auftauchen dürfen. Man hat auch dieß harmlose Buch verboten und den Beweis geliefert, daß man in unserm romantischen Vaterland nicht einmal mehr ungestraft romantisch sein dürfe, wenn man seine Romantik nicht aus dem offiziellen Vorrath bezieht. Ja, man hat sogar behauptet, jene Schrift — sie wurde in Zeit von vier Wochen und in unverbitterter Laune komponirt — gehöre zu den böswillig angelegten Sprengern, sie „wolle den Umsturz und athme insonderheit giftigen Haß und Hohn gegen die teutschen Regierungen, namentlich gegen die Königl. Preußische." Ich schwöre bei meiner Loyalität, daß ich an die „teutschen Regierungen" damals gar nicht gedacht habe, da meine Gedanken sich fast einzig mit der „preußischen" beschäftigten. Gegen die letztere aber „Haß und Hohn zu athmen", wie sollte meine unschuldige Lunge dazu gekommen sein? Ging ich doch bei der Herausgabe jener „Mehr als zwanzig Bogen" nur von der Unterstellung aus, ich werde beim Erscheinen derselben mit der Fortsetzung meiner romantischen Studien in den Kasematten zu Wesel oder Ehren-

breitstein beschäftigt sein. Und wie sollte ich mich der Gefahr aussetzen wollen, noch als Gefangener meiner angestammten Regierung des „Haß- und Hohn-Athmens" gegen dieselbe beschuldigt zu werden? Vollends aber des „giftigen Athmens"! Will man die Schriftsteller etwa gar zu den Lindwürmern und Klapperschlangen klassifiziren? Die Thiere, welche von den Klapperschlangen angeathmet werden, vermögen nicht mehr von der Stelle zu gehen. Ist es vielleicht diese Erscheinung, welche uns auf das tertium comparationis führen muß, da gewisse Leute ebenfalls nicht von der Stelle rücken, es sei denn nach Hinten? O hätten wir gewußt, daß euch unser Athem fesselte, wir würden ihn gern eingehalten haben. Aber ließet ihr uns nicht lieber ersticken, als zum freien Athmen gelangen? So ist es denn sehr natürlich, daß der verhaltene Athem sich mit einigem Stickstoff schwängert und die Klapperschlangen sich zu mehren beginnen. Wenn sich ihnen erst das hals- und rippenbrechende Geschlecht der boa constrictor zugesellt, dann ist selbst kein Büffel und kein Tiger, geschweige denn ein Hund und ein Hase mehr des Lebens sicher.

Doch was hilft es, mich gegen die Beschuldigungen des Verbotdekrets zu vertheidigen? Genug, ich werde auf den Introitus meiner romantischen Fahrten verzichten müssen, denn man wird, ehe man eine günstigere Meinung von mir auffaßt, erst thatsächliche Besserungsproben sehen wollen; man wird sich nicht kümmern um die schriftstellerische Verlegenheit, wie die entstandene Lücke angemessen auszufüllen, und der Leser durch etwas Romantisches zu entschädigen sei. Aber „Gott verläßt einen guten Deutschen nicht." Er, grade er, hat mir die Gelegenheit zugeführt, meine Illoyalität durch eine glänzende That, durch den Krieg gegen einen teutschen Kaiserprätendenten gut zu machen, gegen einen Mann, der mit nichts Geringerem umgegangen ist, als mit dem Plan, sämmtliche „deutsche Regierungen und namentlich die Königl. preußische" über den Haufen zu werfen. Durch die Bravour, welche ich gegen diesen gefährlichen Mann bewiesen habe, gelange ich also zu einem Verdienst um die Polizei und zugleich zu dem Glück, die Geschichte einer romantischen Flucht durch die Geschichte eines romantischen Kriegs zu ersetzen. Hoffentlich wird sich mit diesem Ersatz der Leser eben so

zufrieden stellen lassen, wie mit meinem Verdienst die Polizei.

Ich besinge nicht mit Virgil arma virumque, ich besinge virum armaque, denn wir haben es mit einem Mann von einem Kaliber zu thun, welchem kein Waffen=Kaliber vorangestellt werden kann. Ihr kennt ihn nicht? Der Name, den er vor seiner Krönung trägt, heißt A. A. L. Follen. Unglückliches Teutschland, wie wäre es dir ergangen, wenn dieser Mann auf dir gelastet hätte! Kein Thron wäre stark genug gewesen, A. A. L. Follen zu tragen, er hätte das ganze teutsche Vaterland platt gesessen und durch diese neue Abplattung der Erdkugel den Nordpol in unsre gesegneten Fluren gelockt. Glückliche Fügung des Schicksals, daß er sich in der Schweiz niedergelassen, denn nur das granitene Land der Alpen war im Stande, dem Druck eines solchen sacrum os zu widerstehen. Und an diesen Mann, ihr Teutschen, habe ich mich gewagt, an diesem Goliath bin ich zum David geworden, und ihr zürnt mir noch?

Doch bei der hier und da einreißenden Gleichgültigkeit gegen romantische Dinge und Personen ist die frühere Geschichte unseres Helden nicht

überall bekannt geworden. Ich muß sie daher in der Kürze erzählen. A. A. L. Follen war auf Universitäten ein Chef jener Truppengattung, die man Burschenschäftler oder „Vaterlandssöhne" nennt. In dieser Stellung wurde er in Anbetracht seiner Verdienste um die Turnpoesie und seiner romantischen Positur von seinen akademischen Reisigen zum deutschen Kaiser designirt. Seine gekrönten Konkurrenten kamen aber hinter die Gefahr, die ihnen drohte, und trieben mit Hülfe jener fliegenden Kosaken, die man Steckbriefe nennt, den schwarz-roth-goldnen Prätendenten aus dem Lande hinaus. Darauf verlegte er die Werkstätte, worin er seine gefährlichen Plane schmiedete, nach Zürich, wo einst sein berühmter Vorgänger, Karl der Große, so gern geweilt haben soll. Obschon er unterdeß „Republikaner" und Bürger einer Republik geworden war, hielt er doch seine gerechten Ansprüche als Nachfolger des großen Karl mit jener Konsequenz, die man an bedeutenden Männern niemals vermißt, fortwährend fest und pflanzte die Erinnerung daran in allerlei Abzeichen und Emblemen aus Geschichte und Naturgeschichte auf das Nachhaltigste fort, so daß man noch jetzt sogar aus der Windfahne

seines Hauses, des „Federheldensitzes", über einem fliegenden Esel, welcher seinen Pegasus vorstellt, eine vergoldete Kaiserkrone hervorragen sieht. Außer diesen Großthaten hat das romantische Genie des Kaisers leider nichts von sich ausgehen lassen, als Maßmannsche Burschenlieder voll turnerischen Thatendrangs, einen Nibelungschen Uebersetzungsversuch, Hymnen an die Jungfrau Maria und ähnliche Antiquitäten. Wenn er auch als kaiserliche Tradition keiner weiteren Garantien seines Nachruhms bedurfte, so hätte er doch die Gnade haben sollen, sein Volk mit reichlicheren Proben seines Genie's zu beglücken. Er beschloß aber in seiner Weisheit, zu schweigen. Da geschah es, daß sich in Zürich zwei anstößige Personen niederließen, welche den Anschauungen und der Mission Sr. Majestät nicht zusagen konnten, nämlich der Antichrist A. Ruge und der gottlose K. P. Heinzen. Der Erstere hatte die Frechheit, unter den Augen des Kaisers ein irreligiöses Buch herauszugeben, und der Letztere war im Begriff, Briefe über Atheismus in die Welt zu schicken. Das verdroß das Gemüth des Kaisers so sehr, daß er von „tiefer Indignation" ergriffen wurde und den Gottlosen die Ruthe seines Zornes zudachte. Er ließ daher sechs Sonette drucken

unter dem Titel: „An die gottlosen Nichts=Wütheriche. Fliegendes Blatt von einem Verschollenen.“ Von einem „Verschollenen“! Diese bescheidene Maske hatte er nur gewählt, um einstweilen als Wohlthäter der Menschheit unbekannt zu bleiben; doch das Genie des Kraftvollen leuchtete zu kenntlich aus seinen Versen hervor, als daß man über den Verfasser lang in Ungewißheit hätte bleiben können.

Als „Motive“ war den Sonetten u. A. vorgedruckt: „Zwei Jahre in Paris, von A. Ruge,“ und die noch nicht einmal erschienenen atheistischen Briefe des zweiten Gottlosen entgingen jenem Schicksal nur auf besondere Verwendung eines Gönners desselben. Man hat in Zürich behaupten wollen, der Zweck der Sonette mit ihren „Motiven“ sei dahin gegangen, jene gefährlichen Menschen bei der Polizei anrüchig zu machen und mit dem Zauberstab der Poesie einen sanften Anstoß zu ihrer Wegweisung zu geben, da man in der Schweiz große Angst vor den „Atheisten“ hat; doch eine so niedere Auffassung zeugt von totaler Unfähigkeit, die Motive eines romantischen und kaiserlichen Gemüths zu ergründen und zu begreifen. Wer das Maß großer Menschen nicht in sich findet,

bleibe von ihrer Beurtheilung fern. Se. Majestät wurde einzig und allein von ihrer „tiefen Ignation" über das Treiben der Menschheitsfeinde und von den Gefühlen geleitet, welche Ihr das so vielfach bewährte „Herz für das Volk" eingab. Wie hätte Sie sonst z. B. zu der weitblickenden „Warnung" gelangen können, daß das Volk, wenn man ihm den Glauben an das Jenseits nehme, nur „flott leben" und „mit seinen Kindern die Schweine füttern werde"?

Als Geschichtschreiber muß man vor allen Dingen gerecht sein. Ich darf daher auch nicht unterlassen, der vorstehenden Apologie das abweichende Urtheil folgen zu lassen, welches genaue Bekannte Sr. Maj. über Herrn A. A. L. Follen fällen. Sie sagen: Der Mann will ein Chorage der Poeten sein und er hat in Versen so wenig, wie in Prosa, etwas Anderes produzirt, als Abgeschmacktheiten; er will die Philosophen meistern und hat nicht eine philosophische Faser am Leibe; er will liberal sein und ist ein Reaktionär in folio; er trieft von lauter „Liebe" und ist die Lieblosigkeit in Person; er geberdet sich, als müsse er allen „Egoismus" der Welt ausrotten, und er fände in diesem Werk nirgendwo so viel zu thun, wie

bei sich selbst; er bekämpft die „Atheisten", weil sie die Menschen zum „flotten Leben" à la „Heine" verführen, und Niemand versteht sich auf das flotte Leben besser, als er; er ist sehr empfindlich gegen das Laster der Grobheit und die Grobheit ist das Einzige, worin er es zur Virtuosität gebracht hat; er mögte aller Welt imponiren als ein mit Anmaßung gehörnter Held Siegfried, und der Poltron besitzt just so viel Muth, wie sein Shakespeare'scher Bruder, von dem unten die Rede sein wird, — kurz, Herr A. A. L. Follen zu Zürich hat die Prätension von Allem und das Verdienst von gar nichts. Und, um nochmals auf den Poeten zu kommen, er verdiente von vier Pegasus' geviertheilt zu werden.

Dies Urtheil über eine so hohe Person ist sehr kühn; da es sich aber mit Macht geltend machte, konnten die angegriffenen „Nichtswüthericheˮ nicht umhin, ihm zu glauben, und sie entschlossen sich daher, in einem Epigrammencyklus, den sie „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verschollenen" nannten, dem ungestümen Angreifer zu antworten. Sie bedachten dabei, daß ihr Gegner sich als ein ganz typischer Vertreter jener konfusen und reaktionären romantischen Partei charakterisire, die in

Staat, Kirche und Literatur noch immer eine so bedeutende Rolle spielt und die zu bekämpfen und bloßzustellen man keine Gelegenheit vorbeigehen lassen dürfe. Ich hatte bei diesem Kampf nun noch das besondere Motiv der loyalen Demonstration, wovon im Eingang dieser Geschichte die Rede gewesen ist. Um mein Verdienst gehörig an's Licht zu stellen, theile ich einige von den Antworten mit, welche ich den Angriffen des Prätendenten entgegensetzte. Wenn meine Verse nicht glatt und gemessen genug sind, so schreibe man das nur der Absicht zu, die Sache scheinbar en bagatelle zu behandeln, um nicht durch zu ängstliche Achtsamkeit oder den Anschein poetischer Rivalität den Muth des gefährlichen Gegners zu neuen Angriffen zu provoziren.

„Motive.“

Was durch die zweiten oder dritten Hände
Er aus Privatgesprächen hat erhascht,
Das hat er jetzt, als ob's in Büchern stände,
In seinen Trödelkram hineingepascht.
Er will uns zeigen, daß der Gottgeweihte
An der „Allwissenheit“ betheiligt sei!
Wie Alles, hat das Ding noch eine Seite:
„Gott“ ist allwissend und die Polizei.

Sub hoc signo vinces.

„Sah man profan' und fromme „Kalberschwänze" u. s. w.
Der „Verschollene".

Du Glaubensstreiter mit dem „Kalberschwanze"!
Dient der als Kampfsignal dir oder Lanze?
Die frommen Streiter wählten einst als Zeichen
Das Kreuz, sich dem Gekreuzigten zu weih'n;
Soll deinem Zeichen dein Verehrter gleichen,
So kann dein Herrgott nur ein Apis sein.

Mittel der Bekehrung.

Ein Mittel gibt es nur, uns zu bekehren:
Du mußt uns unser Unrecht erst beweisen!
Vermagst du's nicht, so lasse dich belehren:
Nur Tröpfe glauben, weil man sie's geheißen.

Die alten Burschenschäftler.

Was schwarz-roth-golden, folgt derselben Werbung,
Trotz ganzen Ladungen „Freisinnigkeit",
Und wenn ihr irgendwo verschieden seid,
So steckt ja doch der ganze Unterscheid
Im Mehr und Minder nur der schwarzen Färbung.
Ob Einer Görres, Menzel oder Follen heißt:
Der Polizeigeist treibt ihn und der Pfaffengeist.

Wem sind die Poeten alliirt?

Du mögtest gern zudringlich protektirlich
Alliirte werben unter den Poeten.
Du rechnest falsch, du bist nicht so verführlich,
(Das zeiget ja Freund Herwegh dir figürlich,)
Für unsrer Neuzeit wahre Musageten.
Wer sie mit freiem Blick hat hangen seh'n
Im Weltenbau des Geistes hehre Ampel,
Der folgt der Zeit auf ihre lichten Höh'n,
Nicht deinem mastodontischen Getrampel
In den verworr'nen Urwald der Romantik,
Wo Finsterniß das Aug' umstarret wanddick.

Entwickelung.

Die in der alten Zeit Verfolgte waren,
Sie dienen als Verfolger jetzt der Menge.
Sie prahlten mit dem kühnen Blick des „Aaren"
Und haben nichts vom Adler, als die — Fänge.

Das „Prokrustesbette" der „Nichts-wüthriche."

Zu groß ist Keiner drin, jedoch wer gar zu klein,
Den wirft man, wie du siehst, bloß drunter, nicht hinein.

Das Privatbedürfniß.

Ein Ohnegott? Ihr Herrn, da denk' ich weiser;
Ihr drohtet meiner Zukunft großen Schaden:
Wie könnt' ich ohne „Gott" „von Gottes Gnaden,"
Wie könnt' ich werden, werden — teutscher Kaiser?

Ganze Geistesfreiheit oder — Polizeigeist.

Der Glaub' ist frei, Vernunft ist sein Gericht,
Gedanken sind des Geistes heil'ge Thaten;
Nur Zweierlei, ein Drittes gibt es nicht:
Die Freiheit lassen oder sie — verrathen!

Berufung auf frühere Restaurationen.

Seht! Der treue Stallknecht bild't sich was
Auf die Macht des Mistes ein,
Weil es leichter ist, ein Augias,
Als ein Herkules zu sein.

Erfüllte Hoffnung.

Du willst ein erst und zweites Leben haben?
Erfüllt ist längst schon dein Begehr:
Du bist schon vor Dezennien begraben
Und spukest doch noch jetzt umher.

Egoismus.

Du willst uns Egoisten nennen?
Die sind die wahren Egoisten,
Die, wo sie nichts begreifen können,
Sich mit dem Trotz der Dummheit brüsten.

Nihilismus, Nichtswüthericke u. s. w.

Wir haben uns rein auf das Nichts gestellt,
Uns macht nur das Nichts Plaisir:
Wir nehmen bescheiden die ganze Welt —
Das Uebrige gönnen wir dir.

Rettung.

„Auf, Vaterlandssöhne, traute Genossen,"
Die Fahne gehoben, die Phalanx geschlossen,
Gehau'n und gehängt, gewürgt und geschossen!
Wenn wir ihn nicht retten, so ist er verloren,
Der Gott und der Gott und der Gott und der Gott;
Der gottlose Hannibal steht vor den Thoren
Und hat ihm den Untergang frevelnd geschworen
Dem Gott und dem Gott und dem Gott und dem
Gott!
„Wer ist denn der Gott und was ist sein Gebot?"
Das kümmert uns nicht, genug er hat Noth,

Und wir müssen ihn retten, wie man uns gelehret,
Wie König und Polizei es begehret,
Den Gott und den Gott und den Gott und den Gott.
Wenn wir ihn nicht retten, so muß er ja selber
Sich wehren gegen die „Schwänze der Kälber" —
Und ach! mit Donner und Stürmen und Blitzen
Wie soll er sich bergen, wie soll er sich schützen?
Er bringt es nicht fertig, man macht ihn zum Spott,
Steh'n wir ihm nicht bei, dem allmächtigen Gott!
Drum Vaterlandssöhne, traute Genossen,
Zu Fuß und zu Pferd, von ferne und nah,
Die Waffen geschliffen, die Phalanx geschlossen,
Und hinter uns — plebs „sympathetica!"

Was haben unsre Epigramme genützt? Sie haben zwar von der einen Seite das Züricher Publikum, das uns zunächst zu beurtheilen hatte, im Allgemeinen auf unsre Seite gebracht, dafür aber die Gefahr von der andern Seite bedeutend für uns vergrößert. Unsern Beleidigungen der „tiefen Indignation" nämlich hatten wir jetzt noch eine Beleidigung der hohen Majestät hinzugefügt, und daß nichts unnachsichtlicher bestraft wird, als ein solches Verbrechen, braucht man teutschen Lesern nicht erst zu sagen. Das Gericht

ließ denn auch nicht lang auf sich warten. Es erschien plötzlich bei Orell, Füßli u. Comp. in Zürich: „Fliegendes Blatt von Einem Verschollenen. Zweite, auf's Vierfache vermehrte Ausgabe." Unter den Donnerkeilen, wovon dieß Bündel zusammengeschmiedet ist, befindet sich u. A. folgender:

„An Karl Heinzen."

„Geklopft hat Er die „Preuß'schen Bürokraten"
Mit derbem, doch gesundem Kölner-Witz;
In dieser schlechten Luft war Er ein Blitz —
Warum genügt Ihm nicht an solchen Thaten?

Mann von dem Leder, außer sich gerathen,
Was drängt Er nach der Feder-Helden Sitz?
Nie billt sich ja zur Nachtigall der Spitz,
Der „grobe Keil" wird nie doch zum Dukaten.

Mein braver Heinz, bleib' Er bei seinem Kuns!
Verwechsl' Er sich mit Cajus Grachus nie,
Obgleich der beste Büttel des Tribuns.

Bleib', bon sabreur! bei'm Bengel der Standarten!
Er ist ja nicht geboren für's Genie
Und seinen Kopf verwirr'n die Plän' und Karten!"

„Er,“ „Er,“ „Er!“ Es ist bitter, es ist die bitterste Hefe der Ungnade, von einem Kaiserlichen Herrn so unteroffiziermäßig angeredet und nicht einmal des „vertraulichen Du“ gewürdigt zu werden. Es mogte zwar eine verdiente Strafe sein für mein Attentat auf den „Federheldensitz,“ aber welcher Mensch ist so wenig Egoist, daß er seiner eignen Bestrafung applaudirte! Doch was soll ich nun beginnen, um mein so mühsam errungenes, loyales Verdienst mir nicht wieder entgehen zu lassen? Direkt vergreifen darf ich mich doch an einer für einen Thron bestimmten Person nicht; auch habe ich Höchstdieselbe in der Züricher Zeitung schon früher einen Poltron nennen müssen und keine Antwort darauf erhalten, die mich noch weiter in dieser Richtung ermuthigen könnte. Es bleibt mir also wieder nichts Andres übrig, als das Versemachen, wobei mir die alte Moral vorschwebt:

„Persönlich Streit ist schlechter Streit,
Doch wer nicht Ruh' hat, den schlag' breit.“

Ich füge dem Follen'schen Sonett noch fünf hinzu, so daß abermals ein halbes Dutzend zusammenkommt, und habe mir vom Shakespeare folgendes Motto dazu geliehen:

„Heinz, wenn du mich in der Schlacht am Boden siehst, so komm' und stelle dich schrittlings über mich, so: — es ist eine Freundespflicht."

Falstaff in „König Heinrich der Vierte."

An A. A. L. Follenius, Genie und Kaiser in partibus.

I.

O Didaskalia *), so gut und edel,
Die du durch Diefenbach'sche Kur geschaffen
Ein Kraftgenie aus einem Kaiseraffen,
Hab' doch Erbarmen auch mit meinem Schädel!

Wohl gibt es für den Schwung von deinem Wedel
Bei mir kein klingendes douçeur zu raffen,
Doch könnt' ich ja bei Weibern und bei Laffen
Rekommandiren deinen Geisteströdel.

*) In der berühmten Didaskalia hatte ein guter Freund für Herrn F. lebhaft Partei ergriffen und ihn seinen Gegnern zum Trotz „genial" genannt. Daher seine Berechtigung, als Taxator des „Genie's" aufzutreten.

Zwar zeigt dir dieser Reim, daß mir das Reimen
Versagt, doch fühl' ich „Großes" in mir keimen:
Grobheit hab' ich gelernt an „groben Klötzen,"

Als Ich-Herr hab' ich auch Talent zum Götzen,
Und fehlt mir die Gemeinheit der Gesinnung,
So schlag' ich mich zu der romant'schen Innung.

II.

Grausamer Mann, ich hatte frech geglaubt,
Daß ich, wie du, zu den Genie's zu zählen;
Ach! welcher Titel bleibt mir noch zu wählen,
Seit dein Genie den Dünkel mir geraubt?

Ich Tropf! Hätt' ich, in partibus das Haupt
Gekrönt, als fauler Wenzel mich vermählen
Den Göttern lassen und, statt mich zu quälen,
Mich mit dem Lorbeer vor der That umlaubt!

O hätt' ich feist mich auf dem Lotterbette
Wie du gestreckt und schmierte Schimpfsonette!
— Nichts wollen und nichts können auf der Erden,

Als Tagdieb sein und Geistespolizist
Und Narr dazu — beim Herkules, das ist
Das wahre Mittel, ein „Genie" zu werden!

III.

Mein alter Jung', ich kann mir's lebhaft denken,
Wie es dein kaiserliches Herz muß kränken,
Daß, die bestimmt, vor deines Thrones Bänken
Als Unterthanen ihren Blick zu senken,

Dich jetzt zum Hampelmann in Schrift und Schenken
Straflos gemacht mit frevlem Spott und Schwänken.
Wenn auf dein Haupt doch „Gottes Gnaden" sänken!
Du ließest sie natürlich hau'n und henken.

Wenn doch die Kron' aus deines Irrenhauses
Windfahn' herabsänk' auf dein Haar, dein krauses!
Wie würdest du sie züchtigen die Drachen!

Jetzt kannst du Genialischer nur machen
Statt „Ordres" aus „geheimem Kabinete"
In das geheime Kabinet — Sonette!

IV.

Wär' ich doch Einer von den Genialen!
Wenn ich, zum Beispiel, so ein Shakespeare wäre!
Den Stolz von Zürich und Germaniens Ehre
Wollt' ich mit genialem Pinsel malen.

Der Gottesfreund, der Schreck der Radikalen,
Sir John, der neue Fallstaff ist's, der Schwere,
Den ich auflüde der beschwingten Mähre,
Um mit der hochpoet'schen Last zu prahlen.

Beneidet von den Dichtern ließ' ich reiten
„Hei!" durch das Land zur Schau Fallstaff den Zweiten,
Falstaff den Zweiten mit dem heißen Blute,

Falstaff den Zweiten mit dem Löwenmuthe,
Fallstaff, den würd'gen Rhadamanth der Geister,
Fallstaff den Zweiten — L. Follenius heißt er!

V.

Du sagst, „dein Vater*) pflegte stets zu weinen,
So man im Shakespeare las die großen Sachen."
Der Gute! Soll ich dir ein „Licht erfachen,"
Was er im Stillen dachte mit den Seinen?

---

*) Sein Vater war, wie er berichtet, ebenfalls ein „Atheist," aber von einer andern Sorte, ein „geborener," „ein Atheist von Gottes Gnaden!" Schrecklich!

Der Aermste mogte wohl schon damals meinen,
Daß man noch einstens seiner werde lachen,
Weil er den „großen" Fallstaff thäte machen
Und ihn nicht gab zum Dejeuner „den Schweinen."

„Die Menschheit ist Ein Mensch!" Du umgedrehter
Genialer Jason, dich durchschaut Karl Peter:
Die Menschheit soll für dich sein responsabel,

Den Bärenhäuter laden gar, den dicken,
Großmüthig auf den allgemeinen Rücken?
Nein, Freund, die Menschheit ist zu respektabel!

Jetzt, lieber Leser, wollen wir uns „schrittlings über ihn stellen; es ist eine Freundespflicht." Er aber wird mich jetzt für ein „Genie" erklären, denn — ich habe Sonette gemacht.

Dieß ist die „Anabasis," die kurze Geschichte eines Feldzugs gegen einen Prätendenten, vor welchem meine Landsleute jetzt hoffentlich eben so sicher sein werden, wie die „deutschen Regierungen." Sie an diesem Ort noch länger über ihn zu unterhalten, muß ich mir versagen. Ohne Zweifel wird er aber noch anderwärts auftreten können, denn er ist ein ganz ausgesuchtes Exemplar unserer „frisch-fromm-fröhlich-freien" Romantiker und das

Leben dieser Leute scheint eben so zähe zu sein, wie ihr Auftreten mitunter amüsant ist. Man glaube ja nicht, daß sie im Leben abgethan seien, weil sie es im Prinzip sind. Sie haben sich bloß versteckt oder vermummt und lauren nur auf Gelegenheiten, um die Rohheit ihrer „liberalen" Gesinnung und die Konfusion ihrer „nationalen" Köpfe zur Geltung zu bringen. Sie sind verbrüdert, auch ohne es zu wissen, sie associiren sich, auch ohne sich zu suchen, und verstehen sich, auch ohne sich zu verständigen, denn diejenigen (das ist eine alte Erfahrung), die am Wenigsten Verstand haben, verstehen sich am Besten. Wem das noch nicht klar ist, der erkundige sich in Berlin, wo man dem Follen'schen Krieg viel Aufmerksamkeit gewidmet hat.

*

Nachdem der Burschenkaiser vom Kampfplatz zurückgewichen, ist neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der sonst ganz talentvolle und ehrenwerthe Züricher Poet Keller, in seinen Gedichten (Heidelberg bei Winter) gegen die „Ichel" aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in

so üble Hände gerathen ist und nicht bessere Gelegenheiten benutzt, seinem großen Mangel an geistiger Bildung abzuhelfen, statt ihn durch so beschränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurtheilen versteht. Möge er einen Antrieb zum Bessern in einem Sonett finden, das ich ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichte zustellen ließ und welches den Schluß dieses gereimten Federkriegs bilden mag:

Du klagst, daß uns der Glaube kam abhanden;*)
Dann aber heißt's, daß uns der Zweifel fehle!**)
Weißt du, was dir fehlt? Logik, gute Seele,
Und Rettung aus des Mystizismus Banden!

Du schiltst uns lieblos, weil wir uns etwanden
Dem „Schmerz" der alten Weiber und Kameele.
Doch, Freund, wir haben „Schmerz" und Schmerzquerele,
Wenn — wir am Pegasus ein Langohr fanden.

---

*) S. an die Ichel, Sonett Nr. 1.
**) S. an die Ichel, Sonett Nr. 2.

Glaub' mir, wer vom Prinzip der Geistesfreiheit
Ein Haar nur weicht, der zeugt Unsinn und
Blindheit,
Denn Freiheit und Vernunft sind keine Zwei-
heit;

Und wer dazu im Dienste fremder Kindheit
Sinn oder Unsinn hält für Einerleiheit,
Der schäme sich ob seiner Freigesinntheit.

II.

Eine Winterfahrt von Brüssel nach der Schweiz *).

Theure Freundinn.

Wie ich auf meiner Flucht aus Rußland nach Krakau gerathen und endlich nach hundert Abenteuern und Unannehmlichkeiten wohlbehalten in Belgien angelangt bin, habe ich Ihnen bereits gemeldet. Die Theilnahme, womit Ihre Freundschaft meinem Schicksale folgt, erleichtert mir die Erfüllung Ihres Wunsches, auch einen Ueberblick über meine spätern Erlebnisse zu erhalten. Für den Flüchtling gibt es kein tröstenderes Bewußt-

---

*) Die auf gewisse Verhältnisse berechnete Maske, welche in diesem Bericht ursprünglich angenommen war, mag auch hier beibehalten werden.

sein, als dasjenige, von den theilnehmenden Gedanken einer befreundeten Seele, wenn sie auch noch so fern wohnt, durch die oft so unfreundliche Fremde begleitet zu werden. Was ich thue, thue ich mit einem geistigen Hinblick auf Sie; was ich erlebe, erlebe ich in Ihrer Begleitung. Begegnet mir etwas Erfreuendes, so beeilt sich meine Feder, Sie daran Theil nehmen zu lassen; begegnet mir etwas Unangenehmes, so erleichtert mir die Pflicht, Ihnen Mittheilung davon zu machen, das Bestreben, möglichst Alles von einer humoristischen Seite aufzufassen. Ich hoffe es noch dahin zu bringen, daß mir kein Begegniß mehr etwas anhaben kann, und daß der Ernst des Lebens, wo er mich recht böse ansehen will, niemals davor gesichert ist, vor meinem Blick in Lachen auszubrechen. In der That ist dies die beste Rolle, in die man sich hineinleben kann, so lang man dem Schicksale oder der Welt gegenüber in der Defensive steht. Wo gibt es aber einen defensivern Menschen auf der Welt, als einen heimathlosen Flüchtling? Verfolgung hinter sich, Mißtrauen vor sich, im besten Falle die Gnade der Gastfreundlichkeit über sich — so lebt er in der beständigen Bemühung, bald sich zu retten,

bald sich zu legitimiren, bald sich unanstößig zu benehmen. Bald muß er seine Person, bald seine Ehre, bald seine Selbständigkeit zu salviren suchen. Er hat keinen Schutz, denn er ist fremd; er hat keinen Kredit, denn er ist Flüchtling; er hat keine Rechte, denn er ist Ausländer. Nicht bestohlen und nicht todtgeschlagen zu werden — diese negativen Rechte sind fast die einzigen, die er geltend machen kann, und wer wird, um zu dieser Geltendmachung eine Gelegenheit zu erhalten, es auf das Bestehlen und Todtschlagen ankommen lassen?

Die größte Bitterkeit im Leben des Flüchtlings ist die, daß er überall von der Gnade abhängt. Werde ich geduldet? Das ist die ewige Frage, die er sich wiederholt, wo er kommt, wo er sich niederläßt, wo er etwas unternehmen, wo er sprechen, wo er handeln will. Dulden ihn die Gesetze, so ist er wenigstens von der Gesellschaft, duldet ihn die Gesellschaft, so ist er von der Nationalität abhängig. Keiner empfindet, wie der Flüchtling, die Exklusivität der Nationalvorurtheile, besonders wenn er Schutz bei Nationen suchen muß, die aus solchen Vorurtheilen eine Tugend machen und diese Tugend selbst auf Kosten der Ehre — wer nimmt die Ehre eines Volks mehr

in Anspruch, als ein Schützling? — auszuüben sich nicht scheuen.

Doch alles Das, theure Freundinn, läßt sich noch ertragen, wenn man ein gehörig legitimirter Mensch ist; aber wer den Becher der Flüchtlingschaft bis auf den Grund leeren will, der muß fliehen — ohne Paß. Was ein Paß ist, meine Freundinn, das wissen Sie, und Sie wissen auch, was ein Mensch ist; aber was ein Mensch ohne Paß ist, das wissen Sie nicht. Sie haben sich so oft gewünscht, ein Mann zu sein, weil Sie der Meinung sind, daß Sie als Mann Ihr Menschenthum besser zum Ausdruck bringen und geltend machen könnten. Preisen Sie sich glücklich, daß Sie zum schönen Geschlecht gehören, denn das schöne Geschlecht kann die Welt durchreisen ohne Paß. Der Mann ist das abhängigste Geschöpf von der Welt, denn er darf kaum den Kopf zum Fenster hinausstecken ohne Paß; zugleich ist er das gefährlichste, denn er wird zu den wilden Thieren gerechnet ohne Paß; auch ist er das werthloseste, denn es gilt nichts ohne Paß. Ob ich ein Mensch bin, danach fragt Niemand, denn ich habe keinen Paß; ob ich ein ehrlicher Mann bin, dadurch läßt sich Keiner bethören, denn ich habe

keinen Paß; ob ich Gefühl in der Brust, ein Herz im Leibe, Blut in den Adern habe und so gut wie jeder andere Mensch des Teufels werden kann, das kümmert Keinen, denn ich habe keinen Paß. Mein eignes Ich ist mir nicht mehr sicher, denn daß ich Ich bin, kann ich nicht beweisen ohne Paß. Ja, meine Freundinn, ich habe es an mir erfahreu, was es heißt, keinen Paß zu haben. Ich theile seitdem die Menschen in zwei Klassen ein: in solche, die Pässe haben und in solche, die keine haben. So weit sind wir mit unserer Kultur gekommen, daß der nicht mehr zu den Menschen gehört, der nicht polizeilich dazu gestempelt, der nicht mit einem gehörigen Paß versehen ist. Wer es empfinden will, welche feindseelige, mißtrauenreiche und menschheitwidrige Sonderungen der jetzige Zustand der Gesellschaft in der Menschheit unterhält, der setze sich in die Lage, mit den Nationalitäten und mit dem Paßwesen in Kollision zu kommen. Im Ernst, meine Freundinn, es ist schrecklich, keinen Paß zu haben. Das Requisit des Passes ist so wichtig zur Dokumentirung der irdischen Menschlichkeit, daß ein Mensch ohne Paß, der sich für einen aus den

Wolken gefallenen Mondbürger ausgäbe, alle Aussicht hätte, Glauben zu finden.

Wenn das Christenthum noch nicht in der Welt wäre, die christlich-germanische Polizei allein würde es hindern, hineinzukommen. Man würde Christus mit seinen Aposteln ganz einfach nach ihrem Paß und, wenn sie nach Oesterreich kämen, überdieß nach ihrem Heimathschein fragen. Hätten sie keinen, so würden sie als Vagabunden über die Grenze gewiesen oder als Demagogen in Untersuchung gezogen; hätten sie aber wohl einen, so würden sie all ihren göttlichen Kredit verlieren, denn denken Sie sich den Eindruck, den es machen müßte, in dem Paß des Welterlösers zu lesen: Vaterland — „nicht von dieser Welt;“ Eltern: Joseph der Schreiner und Maria die Jungfrau; Geschäft: Religionsstifter u. s. w.

Der Paß ist die menschenfeindlichste, unchristlichste und zugleich die prosaischste Erfindung der Welt. Denken Sie sich einen Odysseus, einen rasenden Roland oder einen sonstigen Repräsentanten der Romantik, wie er mit abgezogner Mütze die Polizeibureaus aufsuchen und den Paß visiren lassen muß. Vor diesem bloßen Gedanken erstarrt alle Romantik der alten und mittlern Zeit und

doch sind die Befehlshaber unserer Polizei so große Freunde der Romantik. Die Unchristlichsten sind die Beschützer des Christenthums, die Unromantischsten sind die Begünstiger der Romantik geworden. Sich auf den Kopf zu stellen, ist für gewisse Leute das einzige Mittel geworden, zu zeigen, daß sie noch einen haben.

Ich mache den Herrn Eugène Sue darauf aufmerksam, welch ein herrliches Attribut des ewigen Juden die Paßlosigkeit wäre. Die Paßlosigkeit allein kann einen Menschen zum ewigen Juden machen. Ein paßloser Mensch ist sogar übler daran, als der ewige Jude, denn er kann nicht blos nicht bleiben, sondern auch nicht fortkommen. Er ist ein wahrer Fangball für die Polizei, sei es die amtliche oder die gesellschaftliche. Ich versichere Ihnen, meine Freundinn, wen die Philosophie nicht zum Kosmopoliten machen könnte, den würde die Polizei dazu machen müssen. Daß doch die Menschen noch immer an ein zweites Leben glauben! Der Paß allein hat mich hundert Mal auf die Frage gebracht: würden die Menschen auch nur einen einzigen Tag noch den Unsinn begehen, sich durch tausend Mittel das Leben zu verbittern oder verbittern zu lassen, wenn sie

den fatalen Glauben an ein Leben nach dem Tode ablegten?

Sie werden sich darüber wundern, daß ich diese Paßjeremiaden mit Rücksicht auf ein Land anstimme, welches durch seine liberalen Institutionen, besonders durch seine Liberalität gegen die Fremden sich auszeichnet, ein Land, worin mir mehrere Monate ein Steckbrief als Legitimation hat dienen können. Ich erkenne mit Freuden die Vorzüge Belgiens an, dessen Gastfreundschaft ich so lange Zeit genossen, aber ich verkenne darum die Einwirkungen nicht, denen auch Belgien, wie die Kontinentalstaaten überhaupt, ausgesetzt ist. Das belgische Volk, im Ganzen gutmüthiger Natur und von französischem Sinn durchzogen, steift sich nicht auf seine „Nationalität" und hat hierdurch ein Ausschließungselement weniger, als andere; es hat auch, seitdem es sich seiner neugeschaffenen Freiheit erfreut, sein Land bereitwillig zum Zufluchtsort von Flüchtlingen gemacht, die auf dem ganzen Kontinent kein Asyl finden konnten, was besonders von den Polen gilt; allein Belgien ist, sollte es sich auch in seiner inneren Politik spezifisch von dem teutschen Nachbarlande unterscheiden, nicht unabhängig von der allge-

meinen Ueberlegenheit der Despotenländer, die sich allmälig geltend macht, wenn die Gegenelemente als zu vereinzelte dastehen. Die Kleinheit und Lage des Landes, die Zollvereins-Verbindungen, der Zustand der Gesellschaft—alles Das übt einen Einfluß aus, dem Belgien sich nicht als Ausnahme entziehen konnte. Belgien hat es nicht dahin bringen können, der Diplomatie die stolze Lehre der Nordamerikaner zu geben, daß sie sich auf ihre eigene Küche zu beschränken habe. Deßhalb hat sich denn auch dort die Lage der Fremden ungünstiger gestellt als früher. Es ist auch dort ein besonderes Fremdengesetz entstanden, welches den Aufenthalt der Flüchtlinge von den Ansichten des herrschenden Systems und von der Gnade der Minister abhängig macht, die schwerlich eines politischen Flüchtlings wegen einen Orden oder eine sonstige Gunst verscherzen, oder gar eine Handelsverbindung beeinträchtigen werden. Zwar ist mir nicht bekannt, daß von jenem Gesetz ein unwürdiger Mißbrauch gemacht worden, aber seine bloße Existenz beweist schon die Disposition, es gelegentlich zu benutzen, und damit ist den Flüchtlingen das Damoklesschwert über den Kopf gehängt. Die Freiheit hat es auf dem Kontinent noch nicht

dahin gebracht, daß man die Fremden mit den Einheimischen auch nur strafgesetzlich gleichstellte. Was ein Belgier drucken läßt gegen das Ausland, das verantwortet er vor Gericht, wenn die Angegriffenen ihn belangen lassen, was sie bei ihrem bekannten guten Gewissen schwerlich thun werden; was ein Fremder in Belgien drucken läßt, das kann ihm auf auswärtige Reklamationen Landesverweisung zuziehen. Ich habe in Brüssel eine kleine Broschüre gegen den Herrscher aller Chinesen herausgegeben. Kaum war sie erschienen, so gerieth die chinesische Gesandtschaft in Bewegung, tobte bei Beamten, bei Verleger und Verkäufer umher und machte einen Lärm, daß ich unfehlbar wäre fortgejagt worden, wenn ich nicht zufällig meine Reise nach der Schweiz schon angetreten hätte. Kämen doch die Chinesen auf den gescheidten Einfall, sich hinter die Belgier zu stecken und deren Preßfreiheit zu benutzen! Sie könnten ihre Gesandtschaft und Diplomatie zur Verzweiflung bringen und sagen, was sie wollten — d. h. in Broschüren, denn von den belgischen Zeitungen hat keine einzige nur die Hälfte des Muths nach Außen, den sie nach Innen haben.

Es hat sich in Belgien eine eigne Sicherheits-

behörde gebildet, welcher die Ueberwachung der Fremden übertragen ist und deren Einfluß man nicht mehr, wie früher, durch den Schutz der Gemeinden oder Provinzialbehörden entzogen werden kann. So nistet auch dort die Büreaukratie sich ein. Wer sich nicht durch einen Paß oder sonstigen Ausweis gehörig legitimiren kann, muß die Erlaubniß zum Aufenthalt (die Autorisation zur Niederlassung geht vom König aus und die Erlangung des Bürgerrechts ist erst nach einem halben Menschenalter möglich), bei jener Sicherheitsbehörde, die ihren Sitz in Brüssel hat, zu erwirken suchen. Findet jene Behörde, oder der Justizminister, welchem sie, wie überhaupt die ganze Polizei, untergeordnet ist, Bedenken gegen den Aufenthalt eines politischen Flüchtlings oder eines sonstigen Fremden, so hindert kein Gesetz daran, ihn an die Grenze führen zu lassen; und da ein aus Belgien Ausgewiesener schwerlich in dem jetzigen Frankreich Zutritt haben würde, so bliebe einem Solchen nichts übrig, als die Reise nach England oder Nordamerika. Vor einer solchen Nothwendigkeit würde selbst die von mir erprobte Humanität des Chefs jener Behörde nicht schützen können, wenn sein Vorgesetzter, der Justizminister, andere

Gesinnungen hegte. Es würde zwar noch ein Mittel geben, dem Fremden auch andere Länder zugänglich zu machen, nämlich die Ertheilung eines belgischen Passes. Aber die internationalen Beziehungen haben eine Bestimmung hervorgerufen, wonach den Fremden keine Pässe mehr gegeben werden dürfen. Blos die polnischen Flüchtlinge machen hiervon eine Ausnahme, da Rußland in Belgien nicht diplomatisch vertreten ist. Diese kurze Auseinandersetzung der Verhältnisse, meine Freundinn, die ich im Interesse der Flüchtlinge überall bekannt zu machen wünschte, wird es Ihnen klar machen, in welche Verlegenheit ich paßloser oder „unpäßlicher" Mensch gerathen mußte, da mein Endziel einstweilen nicht Belgien, sondern unser einziger Vereinigungspunkt, die Schweiz war. Wie sollte ich ohne Paß aus Belgien nach der Schweiz kommen, da auf der französischen Route die Paßkontrole so streng gehandhabt wird, wie in China? Ich habe mich in Belgien Monate lang in der Lage eines Vogels befunden, der, durch die Abenddämmerung an die gewöhnte Rückkehr in die freien Wälder gemahnt, unruhig die Runde durch seinen Drahtkäfig macht und für seinen Freiheitsdrang umsonst einen Ausweg sucht.

Doch ehe ich Sie weiter führe, muß ich den Zwischenraum durch einige Bemerkungen über meinen belgischen Aufenthalt ausfüllen, damit Sie einigermaßen die Eindrücke mitempfinden können, die er auf mich gemacht hat. Ich beschränke mich dabei auf Weniges, da ein Hinüberstreifen in politische Gebiete Sie zu wenig interessiren würde. — Wenn Sie von den politischen Institutionen und den literarischen Zuständen eines Landes absehen, so beschränkt mein Hauptinteresse sich auf drei Punkte: auf den Charakter des Volks und dessen gesellschaftliches Leben, auf die natürlichen wie die geschaffenen Merkwürdigkeiten des Landes und sodann auf interessante einzelne Menschen. Indem ich aus meinem Brief die Politik ausschließe, habe ich dies hinsichtlich der literarischen Zustände gar nicht einmal nöthig, denn eine belgische Literatur gibt es nicht. Die geistige Versorgung Belgiens hat die Natur der Dinge Frankreich zugetheilt und der Nachdruck ist das Vehikel, wodurch Belgien sich an der literarischen Wirksamkeit Frankreichs betheiligt. Taucht in Belgien eine geistige Erscheinung von einiger Bedeutung auf, so wird sie durch den französischen Schwerpunkt sofort nach Paris gezogen. Die bel-

gische Literatur für sich gilt im Lande selbst so wenig, daß belgische Schriften in der Regel nur gegen Erlegung der Druckkosten einen Verleger finden können. Zwar hat sich in Belgien eine vlaemische Literatur als lokale Selbstständigkeit aufzuthun bestrebt, indem deren Vertreter, die in französischer Sprache es zu keiner Bedeutung bringen konnten, dem allgemeinen Schicksal durch Verschanzung hinter die holländische Sprache zu entgehen glaubten. Allein diese Bestrebungen, welche namentlich von der chinesischen Diplomatie als Reaktionsmittel gegen die französischen Sympathien und zwar vergebens begünstigt werden, haben weder ein eigentliches Volkselement im höhern Sinn zur Grundlage, noch können sie es zu irgend einem nachhaltigen Anklang im Lande bringen. Ihr Haupteindruck ist der einer ekelhaften Koquetterie mit der Romantik und dem Chinesenthum, das sich auf Belgien allerlei Hoffnungen macht. Die Natur der Dinge, welche die Gestalt der Völker aus dem Großen macht und deren Schicksal nicht nach besondern lokalen Zufälligkeiten und Spekulationen modelt, hat einmal das freie Belgien in geistiger wie politischer Beziehung dem freien Frankreich untergeordnet oder

wenigstens einstweilen beigeordnet, und daran wird sich auch das spekulirende Chinesenthum gewöhnen müssen.

Der journalistische Theil der literarischen Wirksamkeit in Belgien würde, wenn die Journalistik nicht großen Theils durch die Nothwendigkeit an die Lokalität gebunden wäre, ebenfalls durch Frankreich vertreten werden, was indirekt wenigstens durch französische Redakteurs geschieht. Könnte die belgische Journalistisk zu einem Theil der französischen gemacht werden, so würde sie dadurch nur gewinnen, sie würde höhere Gesichtspunkte nehmen und einen größern Einfluß auf die Kultivirung des Volks ausüben, dessen Geschmack durch die lokalen Zankjournale wenig gefördert wird. Gute Blätter, die früher in Belgien erschienen, haben sich wegen Mangels an Theilnahme nicht halten können; die schlechtesten scheinen jetzt die gesuchtesten zu sein. In denselben sucht man vergebens ein höheres Prinzip, sei es ein politisches, sei es ein soziales, sei es ein wissenschaftliches; eben so wenig besitzen sie einen sittlichen Muth; sie richten ihre Tendenz wie ihren Gehalt nur nach der augenblicklichen Unterstützung ein, die sie von dem geldbesitzenden

Pöbel oder aus andern geheimen Quellen zu erwarten haben. Und das ließe sich in Bezug auf innere Angelegenheiten noch entschuldigen, da politische Blätter in einem freien Lande eigentlich nur Parteiblätter sein können und, wenn die bezahlende Partei keine höhere Anforderungen an sie macht, die Schuld eben zunächst bei der Partei selbst gesucht werden kann. Aber die Jämmerlichkeit der belgischen Journalistik tritt, wie ich schon erwähnt habe, ganz unzweideutig dem Ausland gegenüber an den Tag. Da sieht man sich umsonst nach einem freien Urtheil über ausländische Angelegenheiten um, wozu doch so reiche Gelegenheit vorhanden ist, und es sieht in der That so aus, als ob die belgische Presse der Freiheit, welche sie im Inlande genießt, im Auslande durch Präventivmaßregeln verlustig geworden wäre. Ob die Furcht vor auswärtigen Verboten oder sonstige derartige Umstände den belgischen Journalisten die Schreibfinger lähmen, weiß ich nicht, genug, sie schrecken vor keinem Lob, wohl aber vor jedem Tadel des Auslandes zurück, so daß also für das letztere ihre Preßfreiheit ganz verloren geht. Es fehlt nur, daß die Aufmerksamkeit, die sie dem Auslande schenken,

sich derselben würdigen Gegenstände bemeistert, auf welche sie sich zur Befriedigung des Lese-pöbels im Inlande so häufig richtet. Es gibt Blätter genug in Belgien, namentlich in Brüssel, die eine unverzeihliche Lücke in die Besprechung der Weltfragen und der Geschichte gebracht zu haben glauben würden, wenn sie nicht von den Jagd-hunden oder Pferden, die der König Leopold dann und wann aus England bezieht, ein vollständiges Signalement aufnähmen, oder wenn sie eine vor-nehme Theegesellschaft mit Stillschweigen über-gingen u. s. w. — akkurat wie in China. Das einzige der Besprechung der politischen und sozia-len Verhältnisse gewidmete Blatt, welches von der allgemeinen Jämmerlichkeit eine wirkliche Aus-nahme macht, ist das „Débat social“ von Bar-tels, welches leider nur einmal wöchentlich er-scheint. — Der „Observateur“ gilt zwar unter den Tagesblättern für das liberalste, aber er be-sitzt so wenig ein höheres Prinzip, durchgreifende Tendenz und allseitigen Muth, als die andern. Nur in einer Sache gehen die meisten belgischen Blätter mit Eifer und Rücksichtlosigkeit zu Werke und beuten ihre Preßfreiheit vollständig aus, näm-lich bei der Bekämpfung der Jesuiten. Wenn

man freilich fragt, was sie dadurch erreichen, so legen die Resultate einstweilen noch kein besonderes Zeugniß für ihr Streben ab. Dieß rührt zum Theil eben daher, daß sie durch ihre sonstige Prinzip- und Haltungslosigkeit den Hauptnerv ihrer Wirksamkeit gelähmt haben; hauptsächlich aber ist es dem Mangel an philosophischer Anschauung zuzuschreiben, welcher die belgische wie die sonstige nicht teutsche Presse hindert, den religiösen Miseren an die Wurzel zu kommen. So kämpfen sie denn umsonst gegen eine Macht, welche über ungeheure materielle Mittel und über die Beschränktheit der Massen gebietet. Außerdem haben die Jesuiten in Belgien, wie auch in der Schweiz, ihren Hauptrückhalt in den Aristokraten und Reaktionsmännern, die sich im günstigsten Fall als „Konservative" darstellen, und da sie mit ihren, an diesen Rückhalt sich anlehnenden materiellen Mitteln zugleich eine feste Organisation und eine aufopfernde Hartnäckigkeit verbinden, so darf man sich nicht wundern, daß zu ihrer Bekämpfung hier und da an die Gewalt appellirt worden ist. Sie werden sich erinnern, daß vor nicht langer Zeit in Verviers die Opposition der Bürgerschaft gegen die Jesuiten in eine offene

Revolte übergegangen. Dennoch haben kurze Zeit nachher die Jünger Loyola's Einen der Ihrigen nach Verviers placirt, wo er als Avantgarde seinen gehorsamen Muth auf eine ungewöhnliche Weise erprobt hat. Ich war zur Karnevalszeit in Verviers anwesend und erfuhr in meinem Gasthof, dem Hauptquartier der Antijesuiten, daß die Unruhe der Karnevalstage zu neuen Gewaltthätigkeiten gegen die jesuitische Avantgarde benutzt werden sollte. Dieß bewog mich, das Ende der Sache abzuwarten. Sie wurde bald ruchbar, die Behörden nahmen Notiz davon, die Polizeimannschaft wurde verstärkt, Truppen wurden nach Verviers beordert, polizeiliche Plakate verbreitet u. s. w., kurz die Stadt war in einem halben Belagerungszustand wegen eines einzigen Jesuiten. Gleichzeitig fuhr die Verviers'sche Presse all ihr schweres und leichtes Geschütz gegen den Jesuiten auf. Und was that der Jesuit? Er ließ hölzerne Laden an seine Fenster machen, und — blieb ruhig in Verviers. Die Karnevalszeit ging vorüber, die Ruhe wurde nicht gestört und der Jesuit sitzt noch immer ruhig hinter seinen Fensterladen und trotzt einer halben Stadt. Diesen Muth gibt ihm außer seiner Erziehung nament-

lich das Bewußtsein, daß die Hülfe der reichen „Konservativen" hinter ihm steht. Meine Freundinn, Sie werden keinen sonderlichen Begriff von unserm Geschlecht erhalten, wenn Sie sehen, daß eine schlechte Sache mehr Muth, Unterstützung und Organisationsgeist bei ihm findet, als eine gute. Ein Grund mehr, sich darüber zu trösten, daß Sie zum schönen Geschlecht gehören.

Doch was schwatze ich von Presse und Jesuiten? Sie wollen wissen, wie es mir sonst in Belgien gefallen hat. Aufrichtig gestanden, im Ganzen nicht zum Besten. Was ich in Belgien vermißte, war hauptsächlich der Mangel an Verbindung mit dem geistigen Leben in Teutschland. Die Paar teutsche Journale, welche in Belgien gehalten werden, sind nicht im Stande, jenen Mangel auszugleichen, und literarische Neuigkeiten gelangen aus Teutschland nur sehr spärlich und spät nach dem Nachbarland. Obschon an der Thüre Teutschlands wohnend, sind die Belgier in geistiger Beziehung fast ganz davon abgeschnitten. In Paris ist bei Weitem mehr teutsches Geistesleben, als in Brüssel und dem gesammten Belgien. Den Grund davon suche ich in den politischen Zuständen Teutschlands und dann im bel-

gischen Materialismus. Der Materialismus verschlingt in Belgien alles Interesse, er liegt dort gleichsam in der Luft. Sogar Ihr Geschlecht entgeht seiner Einwirkung nicht, und es mag wol wenig Länder in der Welt geben, deren Frauen so uninteressant und unliebenswürdig sind, wie die belgischen. Sie sind ein unglückliches Gemisch von niederländischem Materialismus und französischem Feuer. Das Feuer ist nicht stark genug gewesen, die materielle Rohheit umzuschmelzen, sondern hat nur hingereicht, ihr eine schwarze Farbe anzubrennen, und so stehen denn die angebrannten Niederländerinnen in ihrer verfehlten Anlage da und können es weder nach der einen noch nach der andern Seite zu etwas Ganzem bringen. Sie eignen sich großen Theils zum Futter für die Pfaffen, und die versäumen denn auch nicht, ihre Opfer in Sicherheit zu bringen. Meine Freundinn, wo die Frauen nicht liebenswürdig sind, da sind es die Männer auch nicht, da fehlt etwas in der Entwicklung, da hat die Bildung einen Haken. In Belgien sitzt der Haken hauptsächlich im Materialismus. Ich habe mich niemals so materiell und geisteslahm gestimmt gefühlt, wie in Belgien, namentlich in

Brüssel, und damit Sie nicht etwa die Schuld davon mir zuschieben, zitire ich Ihnen den bezeichnenden Ausdruck einer Ihrer deutschen Landsmänninnen, welche sich in Belgien aufhielt und ihrer Unbehaglichkeit in den Worten Luft machte: „Hier ist kein geistiges Klima für uns." Solcher Unbehaglichkeit würde ich eher an jedem andern belgischen Ort entgehen zu können glauben, als gerade in der schönen Hauptstadt. Brüssel erscheint mir wie ein schöner Leib ohne Seele. Niederländischer Materialismus mit französischem Firniß überzogen und in einen schönen Rahmen gefaßt, — so präsentirt sich die belgische Hauptstadt. Es ist nichts Tieferes und Ganzes in dem dortigen Leben, und man wird stets in der Schwebe gehalten zwischen den Prätensionen der schönen, durch ihre politische und gesellschaftliche Stellung bedeutenden Stadt und zwischen dem unbefriedigenden Inhalt ihres Lebens. Dem Treiben der „hohen Welt" ohnehin fern stehend, und von Natur nicht disponirt, dasselbe aufzusuchen, habe ich, außer im Umgang mit einigen interessanten Personen, Rettung gesucht in dem Materialismus des eigentlichen Volkes. Die Seele des Brüsseler Volkslebens bilden die Bier-

häuser, wo das berühmte Farobier in ähnlichen Massen konsumirt wird, wie in München der Bock. In diesen Bierhäusern sitzen die Brüsseler Philister jeden Vormittag und jeden Abend in dichtgedrängten Massen und genießen gesichterglänzend die Freuden des Faro. Tabaksqualm und ununterbrochenes Diskursgesumme füllen die Stube. Zwischendurch machen Höckerweiber die Runde, welche getrocknete Fische, gekochte Seeschnecken, geschmorte Kartoffeln und kalte Eier feilbieten, die ohne weitere Umstände vom Biertisch, der den Teller bildet, gegessen werden. Wenn man in dieser Umgebung eine Zeitlang gesessen, so hat man ein derbes Stück Volksleben verzehrt und kommt auf den Weg, vor lauter Materialismus dem Materialismus zu entgehen.

Doch sagt Ihnen die Einförmigkeit des materialistischen Philisterthums der Estaminets nicht zu, so begleite ich Sie in die „faille déchirée", wo mehr für Abwechselung gesorgt ist. Was ist die „faille déchirée"? Eine kleine Gasse in der Nähe des Rathhausplatzes, auf welchem Egmont enthauptet wurde. In dieser Gasse existirt eine kleine Wirthschaft mit einer zwanzig Fuß langen und sieben Fuß breiten Stube, in Form einer Treck-

schuitskajüte, in welcher man zu geeigneten Stunden Dandys und Handwerker, Damen und Grisetten, Literaten und Diplomaten durch einander sitzen und Beefsteaks oder Austern essen und Bier oder Champagner, oder was ihnen sonst beliebt, trinken sieht. Da das Wirthshausleben nun einmal ein unentbehrliches Element der Gesellschaft ist, so mögte ich Allen, die nach Brüssel kommen und eine „gemüthliche Kneipe" suchen, die Kajüte in der „faille déchirée" empfehlen. Wenn ich an Brüssel zurückdenke, so vergesse ich dabei niemals die „faille déchirée", in welcher die Erinnerung an die teutschen Emigranten und ihre gefährlichen Diskurse ihren geheimen Sitz aufgeschlagen hat.

Einmal in das Gebiet der Brüsseler Gastronomie hineingerathen, erwähne ich auch noch der „sozialistischen" Kartoffelwirthschaft in der Nähe des Rathhauses. Dort werden nämlich zu gewissen Stunden am offenen Fenster geröstete Kartoffelscheiben verkauft und zwar in solcher Menge, daß der Unternehmer mitunter hundert Franken den Tag lösen soll, obschon er seine Waare in kleinen Quantitäten, dutenweise verkauft. Eine Fünfpfennigsdute heißt eine Vigilante; eine Groschendute

heißt ein Omnibus. Ich habe Sie oft zu mir gewünscht, wenn ich Abends mit einer Vigilante über die Straße spazierte und die delikaten Kartoffelscheiben verzehrte; wir hätten dann einen Omnibus genommen und uns zweispännig des Lebens gefreut. Genügt Ihnen das noch nicht? So werde ich Sie über die einförmigen Boulevards führen, welche sich rings um die Stadt ziehen, oder in den prosaischen Park, in welchem die schöne wie die häßliche Welt ihre Paraden abhält, oder durch die Magdalenenstraße, vor deren glänzenden Läden die Menschen sich zum Kauf aufstellen wie die Waaren, oder in die Kaffeehäuser, die so oft als homöopathisches Gegenmittel gegen die Langeweile der Gesellschaft dienen müssen, oder in die Theater, wo Sie Herrn Oriol in Gedanken den Hals brechen und Stücke aufführen sehen, von denen Sie nichts verstehen, oder in Museen, die sich ausnehmen wie alle Museen. Sind Sie mit allem Dem noch nicht zufrieden, so führe ich Sie zu dem „ältesten Bürger von Brüssel", dessen unerschöpfliche Laune ohne Rücksicht Alles übersprudelt, was in seine Nähe kommt, und Ihre Ungenügsamkeit schon beschämen wird.

Mehr Charakter, als im Leben des zwitter-

haften Brüssel, habe ich in dem wallonischen Theil Belgiens und in Antwerpen gefunden. In Antwerpen fühlt man sich ganz nach Niederland versetzt, und wenn das auch kein Element bezeichnet, in welchem man sich geistig wohl fühlen kann, so liefert es wenigstens, wie Alles, was einen Charakter hat, einen Gegensatz, an dem man sich reiben, gegen den man sich stemmen, an dem man sich fühlen kann, während man in Brüssel sich wie zersplittert und aufgelöst vorkommt. Ueberdies fühlt man sich in Antwerpen durch die Seeverbindung und den Hafen mit der großen Natur und dem großen Völkerverkehr in Beziehungen gebracht, welche die Prosa des industriellen Lebens mit einer gewissen menschheitlichen Poesie versetzen.

Es ist nicht Ihre Absicht, meine Freundinn, von mir ein Handbuch über Belgien zu erhalten und noch weniger ist es meine Absicht, den Handbüchern in's Handwerk zu pfuschen. Begnügen Sie sich daher mit den skizzenhaften Bemerkungen, in denen ich Sie auf einige Zeit in mein einstweiliges Asyl versetzt habe. Wären Sie persönlich zu mir gekommen, so hätte ich auch Gelegenheit gehabt, Sie mit einigen interessanten Personen bekannt zu machen, mit denen ich zu Brüssel in

Berührung gekommen bin. Es versteht sich, daß ich zunächst von meinen Kollegen, von Flüchtlingen, spreche, und daß ich unter diesen die teutschen obenan stelle. Mehrere derselben fand ich in Brüssel ganz eingebürgert; Andere hielten sich auf ihrer Flucht vor der Polizei nur für unbestimmte Zeit dort auf. Doch unter Allen, welchen das Schicksal ein Asyl in Brüssel angewiesen hat, wird keiner Ihr Interesse mehr in Anspruch nehmen, als ein Mann mit grauen Haaren, welcher dort Ruhe vor dem Fluch des russischen Despotismus gefunden. Dieser Mann heißt Lelewel. Für einen sichern Anhänger der Gewalt ist es ein so leichter Triumph, einen Menschen hülflos sich abquälen zu sehen, der in stiller Charakterfestigkeit kein höheres Ziel kennt und verfolgt, als die Heilighaltung und Verwirklichung seiner Ueberzeugungen; auch ist das Gewühl des Erdenlebens so groß und mannigfach, daß ein Mann, den nicht Stellung oder Ehrgeiz beständig in den Vordergrund der Bühne drängen, nach und nach in der Stille verloren gehen kann, schlüge auch sein Herz lauter und edler, als tausend andere. Wer aber selbst nicht herzlos ist, dem thut es wohl, einem solchen Mann ein Wort der Anerkennung zurufen

zu können, damit er wisse, daß es noch Menschen gibt, die sich die Schätzung seiner Eigenschaften zur Ehre anrechnen. Lelewel ist nicht bloß ein vielgenannter öffentlicher, er ist auch ein großer Privatcharakter, der an längst vergessene Zeiten erinnert, gleich seinem edlen Gesicht, einem der schönsten Gesichter, die ich je gesehen habe. Lelewel ist ganz arm, weil er es sein will, und er will es sein, um unabhängig bleiben zu können. Seine einzige, spärliche Hülfsquelle sind literarische Arbeiten. An seiner bescheidenen Charakterfestigkeit sind alle Unterstützungszumuthungen der Polenfreunde abgeprallt und mit stiller Resignation erträgt er auf seiner einsamen Dachstube alle Entbehrungen, um der Gnade der gastfreundlichen Fremde gegenüber Eins bewahren zu können, das er höher als äußere Stellung schätzt, nämlich den Stolz seiner republikanischen Seele. Ihm zu lieb geht Lelewel, der schwache, gebückte Greis, ärmlich mit seiner alten polnischen Kappe in blauem Kittel daher, so daß man eher einen armen Handwerker, als ein ehemaliges Haupt der polnischen Regierung in ihm vermuthen sollte; ihm zu lieb dauert er ohne Heizung im Winter auf seiner einsamen Kammer aus und umwickelt zum Schutz gegen die

Kälte seine Glieder mit Lumpen; ihm zu lieb begnügt er sich mit spärlicher Kost und depensirt mit einer Tasse selbst gebrauten Kaffees. Ich traf ihn mit dem Studium der polnischen Wappenkunde beschäftigt. Der Inhalt seiner kalten Stube war ein merkwürdiges Durcheinander von Gegenständen seiner Studien und Geräthschaften seiner Häuslichkeit. Hier eine alte Kaffeekanne neben einem Folianten, dort Nähgeräthschaft neben einem Manuskript, dort ein Stück Brod neben einem Wappen. Zwischen diesem Hausrath, der ein anschauliches Bild von dem Leben seines Besitzers liefert, empfängt Lelewel seine seltenen Besucher. In dieser Umgebung hätte ich Stunden lang die edlen Züge dieses Mannes betrachten können. Der Ausdruck seines Gesichts, in welchem eine resignirende Schwermuth nicht zu verkennen, ist bei der Unterhaltung die mildeste Freundlichkeit und eine hingebende Offenheit; aber zugleich sieht man ihm an, daß Dasjenige, was Lelewel als Geheimniß betrachtet, hinter diesen Zügen jedem Scharfblick verschlossen bleibt. Der Mensch beeinträchtigt in ihm nicht den Mann, das hat auch die russische Politik gewußt, als sie so viel Gewicht auf ihn legte. Die polnischen Flüchtlinge sind je nach dem

Grade ihrer Gefährlichkeit in zwölf Proskriptionskategorien eingetheilt. Auf der zwölften Liste, der gefährlichsten, steht ein einziger Name verzeichnet und dieser Name heißt Lelewel, denn — Lelewel ist ein Republikaner. Lelewel liefert durch seinen entsagenden Freiheitsstolz ein hohes Beispiel für Alle, die sich als Opfer ihrer Ueberzeugungen und Freiheitsbestrebungen betrachten können. Dieser alte Mann, meine Freundinn, beschämt uns Alle. Vielleicht wird man ihn eines Morgens erfroren oder an Erschöpfung verschieden auf seinem ärmlichen Lager finden. Dann wird die Welt ihn rühmen als einen Mann von antiker Charaktergröße. Jetzt wird er vergessen oder gemieden, denn er ist arm und ist ein „Revolutionär". Vielleicht, meine Freundinn, schreibe ich einmal ein Buch über die politischen Flüchtlinge. Die Zahl derselben ist so groß, daß es sich dieserhalb schon verlohnt, sie als eine besondere Klasse von Menschen zu behandeln.

Versetzen Sie sich nun aus der kalten Stube des alten Lelewel plötzlich in den noch kältern Wagen der Messagerie, wie er mich und einen Freund, mit dem ich in Brüssel zusammengerathen, Abends spät (es war Anfangs März 1845 zur

Zeit jenes Sibirischen Nachwinters) aus dem Thor der belgischen Hauptstadt auf dem Weg nach Namür der französischen Grenze zuführt. Sie fragen nach meinem Paß? Diese Frage ist grausam, denn wenn ich in Verlegenheiten komme, so tragen Sie die Schuld. Sie sind die Veranlassung, daß ich nicht länger bleiben, Sie sind die Veranlassung, daß ich Frankreich passiren muß, Sie sind die Veranlassung, daß ich nach der Schweiz reise, Sie, ja Sie sind die Amme meiner paßlosen Unruhe. Sie verdienen, daß ich Ihnen kein Wort darüber mittheile, wie ich den kühnen Entschluß zur Abreise fassen konnte, und daß ich Ihnen die Enthüllung von Geheimnissen vorenthalte, die für Sie nicht weniger Interesse haben würden, als für die Polizei.

Die Fahrt von Brüssel war sehr langweilig, obschon der Kondukteur die halbe Nacht auf seinem Klapphorn musizirte und mein Freund, der einige poetische Anlage hatte, aus den verschneiten Umgebungen heraus uns allerlei Gebilde vorphantasirte und beständig in einer „großen Stadt" zu sein glaubte. Die übrige Reisegesellschaft war sehr ordinärer Natur und wir hielten sie in ihrer Rohheit für fähig, „ihren eigenen Wohlthäter zu

fressen". Wir hatten sie zum Futter für die Wölfe ausersehen, von denen damals in der Gegend der Ardennen viele Heldenthaten erzählt wurden, im Fall wir eine Attaque dieser fahrenden Helden sollten zu erleiden haben.

Unter den langweiligen Städten unterscheide ich solche, in denen ich nicht leben mögte, und solche, in denen ich nicht mögte begraben sein. Die Festung Namür, in der wir Morgens anlangten und bis zum Nachmittag bleiben mußten, gehört zu der letztern Klasse, obschon sie in ihren Umgebungen recht hübsche Partien hat. In Namür hörte man von nichts Anderm, als von Wölfen, deren dort auch eine große Menge in Schafpelzen sich aufhalten soll, und vom Schnee. Es wurde uns berichtet, daß auf der Tour nach Metz in den Ardennen förmlich der Himmel eingefallen sei und der weiße Platfond desselben häuserhoch auf den Wegen liege. Das waren schöne Aussichten auf einer Tour, die selbst in der günstigsten Jahreszeit so wenig Unterhaltendes bietet. Wir fanden sehr bald, daß man nicht übertrieben hatte. Eine solche Fahrt, meine Freundinn, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht und ich stehe nicht dafür ein, daß selbst Ihre Gegenwart sie

hätte angenehm machen können. Denken Sie sich eine sibirische Kälte und in dieser Kälte eine Fahrt von mehreren Tagen durch eine zugeschneite wilde Gebirgsgegend, in welcher bald der Wagen völlig stecken bleibt, bald ganze Gegenden im Schritt durchfahren werden, bald die Passagiere Stunden weit zu Fuß und bis an die Knie durch den Schnee krebsen müssen, bald das Fuhrwerk umzuschlagen oder in Abgründe zu stürzen droht — und Sie haben einige Züge von dem Bild unserer Reisefreuden. Dieselben waren wirklich mitunter sehr ernster Natur. Der Wagen war oben auf die unvernünftigste Weise mit Koffern und Gütern beladen, so daß der obere Theil schon auf gebahnten Wegen eine große Neigung zum Umschlagen verrieth. Fuhr nun dieser gewaltige Kasten die hohen Berge hinab, deren Wege zum Theil mit Eis bedeckt, zum Theil durch die Glättung des Schnees zu einer Schlittenbahn geworden waren, so schwankte er in beständigen Schlangengeleisen wie eine Schleuder hinter den Pferden her, und ehe man sich's versah, stand er völlig queer und rutschte auf der abschüssigen Seitenchaussee den Gräben zu, und plötzlich hatten die entsetzten Passagiere aus dem zum Umkippen schiefgestellten

Wagen die herrlichste Aussicht in die romantischen Abgründe. In solchen Augenblicken flog dann gleich die Thüre auf, Alles stürzte hinaus, an den obern Theil des Wagens wurde ein Seil angebunden und an diesem Seil mußten die Passagiere dem Kondukteur den Wagen aufrecht erhalten helfen, wenn es gelingen sollte, ihn aus seiner Stellung wieder heraus auf die Mitte der Chaussée zu bringen.

Zu solchen Hindernissen, welche die Elemente schufen, kamen noch allerlei andere hinzu, welche durch die Nachlässigkeit der Fuhrunternehmung entstanden. Bald war das Pferdegeschirr nicht in Ordnung, bald brach der Hemmschuh, bald fand sich sonst ein Aufenthalt. Mit welcher Liederlichkeit das Fuhrwesen der Messagerie gehandhabt wird, davon erlebten wir auf Kosten Ihres Geschlechts ein sprechendes Beispiel.

Auf der Fahrt zwischen Namür und Arlon stiegen auf dem Lande zwei junge Damen ein, die in der Gegend von Arville wieder aussteigen wollten. In der Mitte der Nacht hält plötzlich der Wagen in einer einsamen Waldgegend an. Was soll geschehen? Dem Kondukteur ist eingefallen, daß er zwei Damen im Wagen hat, deren

Absteigeort wir schon eine halbe Stunde vorbeigefahren sind. Nun denken Sie sich, daß diese Damen um Mitternacht durch den Schnee einer Waldgegend, die überall von Wolfsphantasien bevölkert ist, eine halbe Stunde zu Fuß gehen sollen. Es blieb ihnen indeß nichts Anderes übrig, und während der Kondukteur sich der nothgedrungenen Galanterie befleißigte, sie zu begleiten, mußten wir Andern bis zur Weiterfahrt eine Stunde lang Betrachtungen über die Eitelkeit der irdischen Dinge anstellen.

Am andern Mittag kamen wir mit erschöpfter Geduld in Arlon an, wo es uns in einer freundlichen und warmen Wirthsstube wieder menschlich zu Muth wurde. Auch wurde dort mit der aufgethürmten Kofferlast des Wagens zugleich eine schwere Last der Angst von den Herzen genommen. Von Arlon aus ging es im flottesten Trab der französischen Gränze zu, und mein Freund und ich, die wir jetzt allein im Coupé saßen, geriethen in die seeligste Stimmung. Der Gedanke, auf französisches Gebiet zu kommen, hatte in der That etwas Erhebendes für uns, während wir in der vorherigen Nacht die Felder von Waterloo mit nationalster Gleichgültigkeit passirt hatten. Was

hätte uns auch dort in Bewegung setzen sollen? Nöthig sind die Enttäuschungen allerdings gewesen, welche sich unsere Väter mit ihrem Blute dort erobert haben, aber für bloße Enttäuschungen begeistert man sich nicht, und wenn die Teutschen ihre Schlacht bei Waterloo nicht gegen ihre andern Feinde wiederholen, so kann man nichts mehr bedauern, als daß sie die Franzosen besiegt haben. Man muß die Waterlooschen Felder als politischer Flüchtling passiren, erst dann hat man den rechten nationalen Genuß davon. Meine Freundinn, Sie haben sich die Politik verbeten; ich wäre sonst sehr aufgelegt, Ihnen einige Waterloosche Phantasiebilder mit königlich preußischen Farben zu zeichnen. Wenn es ein anderes Leben mit Himmel und Hölle gibt, so kann ich mir in der Hölle keine größere Qual denken, als das Bewußtsein, für den teutschen Polizeidespotismus sein Blut vergossen zu haben. Doch genug davon. Wir sind also im Begriff, zum ersten Mal den Fuß auf den freien französischen Boden zu setzen. Den freien? Wenn nur die verwünschte Paßpolizei nicht wäre! Sie werden begierig sein, zu erfahren, wie ich über die Grenze gekommen.

Der Gränzort heißt Mont-Saint-Martin.

Dort werden von den Douaniers nicht blos die Effekten, sondern auch die Personen revidirt, d. h. die Pässe abgefordert. Bei der Visitation unserer Koffer richtete sich die Hauptaufmerksamkeit der jovialen Zollbeamten auf die Bücher. „Haben Sie Bücher?“ Aufzuwarten! „Teutsche oder französiche?“ Blos teutsche und russische. „Die können passiren.“ (Es war den Herrn um belgischen Nachdruck zu thun, der in Frankreich streng überwacht wird.) „Haben Sie gar keinen französischen Nachdruck aus Belgien, etwa den juif errant?“ Mit Nachdruck geben wir uns nicht ab, aber wenn Sie vom juif errant das Orginal sehen wollen, so steht selbiges vor Ihnen. Diese Worte, welche eigentlich die Einleitung zu einem mehr als aufrichtigen Bekenntniß der Paßlosigkeit bilden sollten, machten auf die empfänglichen Douaniers einen so erheiternden Eindruck, daß ich plötzlich einen großen Muth faßte, ein sehr paßmäßiges, wie ein Normalsignalement aussehendes Gesicht aufsetzte, und in dem benachbarten Wirthshaus eine Flasche Wein kaufte, um — doch den Paß, Sie wollen den Paß. Denken Sie, was Sie wollen, denken Sie mich untergetaucht wie eine Ente, bis die Gefahr vorüber ist, denken

Sie mich von einem plötzlichen Schlaganfall heimgesucht, denken Sie, ich sei gefallen, und habe von vier Mann in den Wagen gehoben werden müssen, kurz, denken Sie, was Ihnen beliebt, nur verbitte ich mir den Verdacht, als sei ich nach Belgien umgekehrt, denn bald nachher kamen wir in die Festung Longwy, wo — zum zweiten Male, und zwar von Militairpersonen, die Pässe abgefordert werden. Sie können denken, ich sei zum zweiten, sodann in Metz zum dritten, sodann in Straßburg zum vierten Mal untergetaucht — genug, von Saint-Martin bis Straßburg wird vier Mal der Paß abgefordert, und wer keinen hat, der kommt nicht durch.

Jetzt vergessen Sie diese Paßgeschichte trotz ihrer Räthselhaftigkeit und lassen Sie sich von einem grandiosen Abenteuer erzählen, das ich zwischen Longwy und Metz erlebte, oder anrichtete. Zu unserer Reisegesellschaft gehörten u. A. zwei französische Damen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Sie sprachen ziemlich viel, wovon ich indeß nichts verstand, theils weil ich in der entgegengesetzten Seite des Wagens saß, theils weil ich des Französischen zu wenig kundig war; aber nichts destoweniger nahm ich großen Antheil an

ihrer Unterhaltung, da ihre wohlklingende Stimme und die zarte Betonung ihrer Sprache in mir die Vorstellung von zwei interessanten und reizenden Geschöpfen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit erregte, — ein Geschäft der Phantasie, das durch die Dunkelheit ungemein begünstigt wurde. Zwischen diesen beiden zarten Damen, welche die rechten Ecken des Wagens einnahmen, und meinem Freund und mir, welche in den linken Ecken saßen, waren noch zwei Herren eingepreßt, die an dem Diskurs lebhaften Antheil nahmen. Mit dieser diskurrirenden Gesellschaft beladen, hält der Wagen plötzlich still, wahrscheinlich weil die Pferde in dem tiefen Schnee eine Pause machen müssen. Ich aber gerathe, ich weiß nicht wie, auf den Glauben, wir seien an einer Station, vielleicht gar in Metz angelangt. Von meinem Freunde angesteckt, glaube ich in den verschneiten Erscheinungen um uns her Theile einer „großen Stadt" zu erkennen, öffne die Wagenthür und steige aus. Während ich — wir waren mitten auf dem Felde in einem koupirten Terrain — mit meinen halberfrorenen Füßen umhertrete und mich in der Dunkelheit nach einem Absteigequartier umsehe, fährt der Wagen getrost

von dannen. Ich höre das zwar an dem Knirschen des gefrorenen Schnee's, glaube indeß, es komme bloß darauf an, in den benachbarten Posthof hineinzufahren. Die Fahrt nach dem Posthof wurde jedoch so lang, daß zuletzt Bedenken in mir aufstiegen. Ich trabe also hinter dem Wagen her, hole ihn nach einer Viertelstunde ein und sehe, daß er sich mühsam zwischen zwei hohen, zu Eis gefrorenen Schneewänden dahinwindet, an welchen die Räder so nahe vorbeistreifen, daß an ein Einsteigen nicht zu denken ist. Ich fasse Geduld und wandere ruhig hinter dem Wagen fort, aber der Hohlweg zwischen den Eiswänden nimmt kein Ende und ein Vorbeikommen bleibt unmöglich. Endlich bemerke ich, daß an der Seite, wo die Damen sitzen, der Weg sich etwas erweitert. Ich nehme den Augenblick wahr und riskire, entweder in einem Satz auf den Wagentritt zu gelangen, im nämlichen Moment die Thüre aufzureißen und mich in das Interieur zu stürzen, oder aber — unter die Räder zu kommen und an der unmittelbar wieder einbiegenden Eiswand zerquetscht zu werden. Die Erwägung, daß der Wagen sechstausend Pfund wog, und zugleich der Gedanke an Sie, meine Freundinn, machten es

möglich, daß mir das Kunststück, in den Wagen hineinzusetzen, gelang. Aber jetzt? Ich hatte zwei Ueberröcke auf dem Leibe und über diesen Ueberröcken einen großen Schlafrock, so daß ich eine ziemlich groteske und kolossale Figur bildete. In dem Augenblick, wo diese Figur die Thür aufreißt, um sich in den Wagen zu werfen, fühlt sie vier wüthende, würgende Hände an der Kehle, die sich unter dem Geschrei „un brigand! un brigand!“ alle mögliche Mühe geben, den Eindringling unter die Räder zu stoßen und ihn einem sichern Verderben zu überliefern. Und diese Hände waren die Hände der beiden Damen von edelster Bildung und zartester Weiblichkeit! Obgleich, wie Ihnen bekannt, sehr eifrig der Galanterie beflissen, vermogte ich doch nicht, diese Tugend so weit zu treiben, daß ich ihr zu lieb mein junges Leben in einem eisigen Wagengeleise hätte lassen sollen; mit ungalantester Kraftentwicklung forcirte ich daher zwischen den zarten Damen und ihren galanten Nachbarn hindurch den Eingang und saß plötzlich wohlbehalten meinem erstaunten Freund gegenüber, der geglaubt hatte, ich sei in das Coupé gestiegen, um mir besser die nächtlichen Schönheiten der „großen Stadt“ betrachten zu können. Das Ge=

schrei der Damen hatte übrigens damit kein Ende, sie hatten plötzlich ihre ganze Zartheit abgelegt und beschuldigten den „brigand“ auf die nachdrücklichste Weise, daß er ihnen — einen Hut gestohlen habe. Sie können sich denken, daß diese Beschuldigung, verbunden mit der kundgegebenen Grausamkeit, welche mir nach dem Leben getrachtet hatte, bei mir, der ich in größter Aufregung über das vollbrachte Wagestück war, die übelste Auslegung fand. Die Wuth lehrte mir plötzlich Französisch sprechen und von dieser Wuth beseelt sprach ich folgende denkwürdige Worte: Mesdames, vous m'avez voulu tuer, vous êtes des hyênes; vous n'êtes pas mêmes des femmes, vous êtes des — pucelles! Wie ich an diese Worte kam, meine Freundinn, weiß ich nicht mehr, sie machten aber die Szene noch tragischer, als sie schon war. Von der einen Seite die Beschuldigung des Diebstahls, von der andern die Beschuldigung eines Mordversuchs mit der Reminiszenz aus Schiller:

„Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz“

und dann die puçelle von Orleans dazwischen und unter den Zuhörern ein banges Schweigen des Erstaunens — Sie werden sich die Situation

jetzt selbst vergegenwärtigen können, in welche die Reisegesellschaft mit einem Schlage gerathen war. Aber der Hut? Es ergab sich später, daß ich wirklich bei meinem gewaltsamen Eindringen einen Hut mit fortgerissen hatte, der sich in etwas veränderter Gestalt zwischen den Reisenden wiederfand.

Kurze Zeit nachher kamen wir in einer kleinen Stadt, Namens Ucange, an. Ehe wir uns darüber besonnen hatten, daß wir an einer Station angelangt seien, war schon die ganze Reisegesellschaft nebst Kondukteur, Postillon und Pferden verschwunden und mein Freund und ich, die nicht wußten, daß hier eine lange Pause gemacht wurde, denen auch kein Mensch eine Sylbe davon sagte, fanden sich plötzlich mitten in der Nacht im Postwagen allein. Nirgends hörte man einen Laut und keine Seele ließ sich blicken. Blos eine Hundeseele, ein kälbergroßer Bullenbeißer, der mein von der überstandenen Aufregung noch todtblasses Gesicht für den Mond zu halten schien, machte um den Wagen die Runde und bellte uns aus Leibeskräften an. Endlich wurde uns die Situation gar zu langweilig und ich stieg aus, um auf Entdeckungen auszugehen. So ge-

lang es mir denn, einige Minuten vom Wagen entfernt ein Wirthshaus aufzufinden, in welchem der rücksichtvolle Herr Kondukteur, der uns ohne Weiteres im Stich gelassen, ganz großartig hinter einer Kaffeekanne saß. Ich erkundigte mich nach den beiden Damen, um in der Reue meiner wiedererwachten Galanterie einen Versuch zur Verständigung zu machen, und erfuhr, daß sie zu Bette gegangen waren. Requiescant in pace! Wer waren sie? Die Frau eines — Douanenbeamten mit ihrer Tochter. Diese Qualität machte allerdings die Unbedenklichkeit, womit sie einen in Lebensgefahr schwebenden chinesischen Flüchtling sofort als „brigand" attakirt hatten, einiger Maßen erklärlich.

In Metz — eine schreckliche Stadt, mit der schmutziggelben Todtenfarbe ihrer Häuser — langten wir Morgens als lebendige Eisklumpen an. Im Hôtel de l'Europe, das ich Jedem empfehle, der Geld zu viel hat, ließen wir uns an einem kleinen Herdfeuer, das 20 Groschen kostete, ein Paar Stunden aufthauen und benutzten dann, da der Wagen nach Straßburg schon besetzt war (Beiwagen werden nicht gegeben), die nächste Fahrgelegenheit nach Nançy, um nur aus dem

fatalen Metz hinauszukommen. Auf der ganzen Tour nach Nançy, die uns übrigens manche hübsche Moselgegend kennen lehrte, begegneten wir überall jener gelben Häuserfarbe von Metz. Ich habe vergebens nachgedacht, um für diese gelbe Leidenschaft eine Erklärung zu finden. Wenn sie auf den Geist der Menschen schließen läßt, so muß Lothringen ein wahrer geistiger Kirchhof sein. Nançy gilt für das schönste Monument auf diesem Kirchhof. Wir kamen bei Nacht dort an und fuhren vor Tagesanbruch wieder ab, so daß wir fast nichts von der Stadt zu sehen bekamen. Der nächste bemerkenswerthe Ort war Lüneville. Dort zwängte sich zwischen meinen Freund und mich ein Familienvater, Schwabe von Geburt, Möbelfabrikant von Geschäft, in das Coupé, um uns bis Straßburg nicht wieder zu verlassen. Der Mann war mitunter sehr langweilig, aber doch der interessanteste Reisekompagnon, den wir bis dahin gehabt hatten. Er hielt uns Anfangs für Engländer, um zu zeigen, daß er Welt besitze, später aber für Teutsche, was wir uns gefallen ließen, um die nationalen Sympathien nicht zu zerstören. Ich erwähne des Mannes weitläufiger, weil er eines der ausgesuchtesten Exemplare jener

Spezies war, deren Seele heißt: Geld. Es ist unsinnig, einen Menschen zu verabscheuen, weil er Geld hat, wie das bei Manchen schon Mode geworden ist; aber ein Mensch, der an gar nichts denkt, als an Geld, und zwar bloß des Geldes wegen, ist ekelhaft. In jedem Worte unseres Reisegefährten, er mogte sprechen, wovon er wollte, hörte man den Klang des Geldes. Der Mann hatte als Handwerksbursche die halbe europäische Welt durchwandert und Manches gesehen und erfahren, bis er sich zuletzt in Lüneville niederließ und es dort zu einem hübschen Wohlstand brachte. Von diesem Wohlstand erzählte er bis in den Keller hinein, worin er 18 Ohm Wein habe (aber nicht zum Trinken, sondern nur um sie zu besitzen oder gelegentlich einen Profit darauf zu machen); auf diesen Wohlstand bezog sich seine Religion, auf diesen Wohlstand seine Politik. Er rühmte Ludwig Philipp als einen großen Mann, unter dem sich in Ruhe ein Wohlstand erwerben lasse, nur seien die Steuern, welche die Industrie- und Gewerbs-Klasse zu zahlen habe, etwas sehr hoch, während die Bauern ihren Wohlstand ohne Steuerdruck erwerben könnten. Algier koste viel Geld, die Pariser Forts ebenfalls, aber Beides

sei doch nothwendig, denn Ludwig Philipp wisse, was er thue, und er sei der Vater des Wohlstandes. O unaussprechliches Glück, einen Wohlstand zu besitzen! Und doch sei dieß Glück nicht unverfälscht, denn wenn er auch zwölf Gesellen halte und so und so viel tausend Franken bereits zurückgelegt habe, so gehöre er doch nicht zu den eigentlichen Bourgeois, die mehr besitzen, als seinen Wohlstand, und mit Geringschätzung auf denselben hinabsehen. Aber nur Geduld! Er reise jetzt nach Schwaben, um eine Erbschaft zu erheben, und dadurch werde sein Wohlstand wieder bedeutend in den Komparativ gebracht. Wohlstand, Wohlstand! Er wisse, was es heiße, einen Wohlstand zu besitzen. Alles, was ihm früher Freude gemacht, sei ihm jetzt gleichgültig geworden, nur die Politik fessele ihn noch, denn davon hange sehr viel ab. „Meine Herren, so schloß er seine Vorlesung, „das Leben bringt große Aenderungen im Menschen hervor; meine Herren, — ich habe den Wolf gesehen!" Mit dieser Redensart wollte er den Ernst des Lebens, der sich als Noth des Lebens zu erkennen gebe, bezeichnen und zugleich erklären, daß der Mensch Alles d'ran geben müsse, was ihn in die Gefahr

des Nichtwohlstandes bringen könne. Dieß sagte der Mann, weil er sich bewußt war, ursprünglich freisinnig gewesen zu sein. Bei den Aeußerungen dieses angehenden Geldwolfs (er wußte in der That so gut über Politik mitzusprechen, daß er völlig zurechnungsfähig war) konnte ich mich nicht enthalten an Lelewel zu denken. Lelewel, du hast den Wolf gesehen, öfter als unser Bourgeois, und du verkehrst noch täglich mit ihm, aber der Wolf zeigt dir vergebens die Zähne. Ein Wolf frißt nur, was zum Vieh gehört, und es ist entsetzlich, wie viel ein Wolf frißt. Es gibt unendlich viel Politiker und unendlich viel „Freisinnige;" wie Viele gibt es, die den Wolf sehen können? Meine Freundinn, man findet trotz der Masse verächtlichen Gesindels hoher und niederer Art noch manchen Menschen, den man ehren kann; keinen auf der Welt aber ehre ich höher, als den, der da sagen kann: ich bin, was ich war und bleibe, was ich bin und — „habe den Wolf gesehn."

Unter den Wohlstandsunterhaltungen unseres schwäbisch-französischen Bourgeois, der den Wolf gesehen hatte, kamen wir in die Himmelsregion der Vogesen. Was der Winter in den Ardennen

möglicher Weise an uns versäumt haben mogte, das holte er in den Vogesen doppelt nach. Schnee, Sturm, Eisregen, Nordpolskälte — Alles aus der ersten Hand, und was die Natur unterließ, das richteten die Menschen aus.

In einem kleinen Städtchen stieg eine stark-gegliederte, pausbackige Elsasserinn auf; sie schien von Geschäft eine Viehmagd zu sein. Da im Wagen kein Platz mehr war, mußte sie mittelst einer Leiter in die imperialischen Regionen des Kondukteurs befördert werden. Der Kondukteur, galant und weinerfüllt, nahm die neue Begleiterinn mit offenen Armen auf. Er war in mehrere schwarze Schaf- und Bärenfelle gekleidet, in dieser Umhüllung beinahe eben so breit, wie lang, und würde in der Dunkelheit überall für einen Newfoundländer oder einen Tanzbären gehalten worden sein. Diesen Newfoundländer mit seiner ebenbürtigen Begleiterinn über uns, gelangten wir glücklich zur nächsten Station. Plötzlich kugelt der bärenfellige Edle wie ein riesiger Igel von der Imperiale herab und fährt mit der Tatze neben mir durch die Fensterscheibe, daß die Trümmer durch das Coupé umherfliegen. Was war geschehen? Ob eine Brunhildische Szene aufgeführt

wurde, oder ob der Newfoundländer beim Absteigen seiner Begleiterinn hülfreiche Hand hatte leisten wollen und wegen seiner Betrunkenheit den festen Fuß verloren, weiß ich nicht — genug, durch die offenen Fensterscheiben strömte von nun an eine solche Quantität Winter auf mich ein, daß der Ueberzug von einem halben Dützend Bären mich nicht hätte schützen können. Doch was war zu thun? Ich that, was ich schon so oft habe thun müssen, ich faßte mich in Geduld. Wir kommen weiter. Der Postillon hält mitten im Felde an, um etwas am Geschirr in Ordnung zu bringen, und der Kondukteur steigt mit seiner verbundenen, blutigen Hand ebenfalls ab. Als der Postillon wieder aufsteigt, stößt er mit seinem Holzschuh — ein Schutz gegen Schnee und Kälte — die vor mir befindliche Fensterscheibe ebenfalls ein. Jetzt saß ich vollständig im Freien und fühlte mein Ende herannahen. Dieß Gefühl überwand meine Geduld, ich riß die Thür' auf und stürzte mich wüthend auf den Newfoundländer, um ihn dahin zu bringen, daß er die Fensterscheiben reparire und mich vor dem sichern Untergang bewahre. Er wollte mich nöthigen, bis zur nächsten Station zu warten, ich erklärte ihm indeß, daß

ich ihn nicht eher wieder auf den Wagen hinauflassen werde, als bis er die Fensterscheiben reparirt habe. Der Postillon fluchte und schlug auf die Pferde. Ich trabte mit dem Newfoundländer neben dem Wagen her und vertrat ihm beständig den Weg. Als wir in dieser Weise fluchend und schimpfend eine Zeit lang getrabt hatten, begriff ich endlich, daß der Mann mich mit vollem Recht fragen konnte:

Wächst mir 'ne Fensterscheibe in der flachen Hand?

Diese Reminiszenz, welche mir es in's Gedächtniß rief, daß dem armen Newfoundländer wirklich von seinem Fall her die Stücke einer Fensterscheibe in der Hand wuchsen, mahnte mich an meine Grausamkeit und ich machte der Traberei ein Ende. Zum Lohn für diese Menschlichkeit kam ich verfroren bei der nächsten Station (Pfalsburg) an, wo um Mitternacht der Fenstermacher aus dem Bette geholt werden mußte.

Ich könnte meinen Bericht über unsere Reiseannehmlichkeiten noch bedeutend verlängern und Ihnen z. B. erzählen, wie sogar die Pferde vor unserm Wagen einander todt schlugen, als sei in der That der jüngste Tag gekommen; Sie werden

indeß nach den erzählten Begegnissen schon hinlänglich ermessen können, was Sie an mir zu verantworten haben, seitdem Sie mir ein Rendezvous in der Schweiz gegeben. Ich übergehe also allen weiteren Zwischenraum, selbst das romantische Städtchen Saverne, wo einst Fridolin „'n der Furcht des Herrn" (d. h. des Herrn Grafen) gewandelt hat, und versetze sie unmittelbar nach Straßburg, wo wir endlich nach einer beinahe achttägigen Reise mit einem ähnlichen Gefühl anlangten, wie die Kreuzritter vor Jerusalem.

Straßburg hatte ich mir als eine imposante Stadt gedacht, es hat mir indeß dort nichts imponirt, als der Kirchthurm und der Paßkommissär. Den Eindruck, den die äußere Stadt mit ihren alterthümlichen, verkrüppelten, verschrobenen Häusern auf mich gemacht, mögte ich in die Worte fassen: hier scheinen viel Wanzen zu sein. In Straßburg scheint ein großartiger Philistersinn zu herrschen, dagegen wenig geistiges Interesse und noch weniger „teutscher Sinn," den man nach manchen Darstellungen voraussetzen könnte, vorhanden zu sein. Man bestrebt sich dort vielmehr, einen Gegensatz gegen das Teutschthum zu bilden, obschon die teutsche Sprache im gewöhnlichen Leben nach

wie vor die Hauptsprache ist. Daß die Elsasser sich nicht nach Teutschland zurücksehnen, kommt den nationalen Stroh=Köpfen verwunderlich vor. Sie wären wahrlich nicht werth, Franzosen zu sein, wenn sie unter den jetzigen Verhältnissen wieder Teutsche werden wollten. Doch das gegehört nicht hierher; Sie wollen keine Politik. So steigen Sie mit mir hinauf auf die Plateform der Münsterkirche und in die berühmten Schneckenstiegen des großen Thurms, des würdigen Rivalen des Kölner Doms. Trotz der bezogenen Winterluft konnten wir nach der einen Seite hin die Vogesen, nach der andern den Schwarzwald mit dem Rhein erblicken. Da oben an dem Platze, wo Göthe gesessen, einen Sommerabend zuzubringen, muß allerdings wohlthuender sein, als eine Winterreise durch die Ardennen und Vogesen. Der Wächter zeigt den Besuchern eine Menge eingemauerter Steine, worauf die Namen der berühm= Männer gezeichnet stehen, die den Thurm hinaufgeklettert sind. Unter ihnen befindet sich auch Voltaire. Von seinem Namen sind indeß, angeblich durch den Blitz, wahrscheinlich aber durch die Pfaffen, so viel Buchstaben weggekratzt, daß beinahe das Wort Volte herauskommt, so daß

man sagen könnte, der Blitz habe dort oben die Volte geschlagen.

Wenn Sie nach Straßburg kommen, meine Freundinn, so versäumen Sie ja nicht, Mittags zwölf Uhr in den Münster zu gehen und die berühmte Uhr schlagen zu sehn. Da wird u. A. der Tod in leibhaftiger Furchtbarkeit, sodann Christus mit seinen Aposteln und namentlich der famose Hahn sich Ihnen produziren, welcher den Petrus so hübsch angeführt hat. Er kräht sehr ausdrucksvoll, schlägt die Flügel mit triumphirender Malice, und das Alles nach den Eingebungen eines christlichen Uhrwerks. Ich muß gestehen, daß ich nicht leicht etwas Abgeschmackteres gesehen habe, als diesen heiligen Marionettenkasten, belebt durch die künstlichste Uhr der Erde. Selbst die dummsten, gläubigsten Bauerngesichter verzogen sich zu einem höhnischen Lachen vor diesem Schauspiel, wie sehr dasselbe auch berechnet sein mag, den Wunderkultus zu unterstützen. Man mögte davon laufen tausend Stunden weit, wenn man das Mittelalter in seinem kirchhöflichen Aufzug so schwarz an sich vorüberschreiten sieht, wie es noch in Straßburg konservirt wird. Ich für meinen Theil werde immer melancholisch durch solchen Kultus

und meine Vernunft zieht ihre Trauerkleider an, so oft sie ihm begegnet.

Da ich Geschäfte hatte, welche mich in Straßburg acht Tage aufhielten, mußte ich meinen poetischen Freund nach der Schweiz vorausreisen lassen. Auch in Straßburg hatte ich Gelegenheit, mit ein Paar teutschen Flüchtlingen bekannt zu werden, die dort indeß sehr ruhig leben und in ihrer Vereinzelung sich wenig bemerkbar machen. Das Bemerkenswertheste, was ich während jener acht Tage gethan, war, daß ich bis auf die Mitte der Kehler Brücke spazieren ging, um eine Flasche mit einem Papier in den Rhein zu werfen, worauf folgende Worte geschrieben standen:

Nahru Batalla Wituhmil Erra,
Sigurin elt ar Mita Biterra.

Wer die Flasche gefunden und die Worte enträthselt hat, wende sich an E. F. Jarison in Straßburg und nehme dort als Prämie fünfhundert Franken in Empfang.

Bei der Fahrt von Straßburg nach Basel durch das Elsaß versetzte ich mich in die Lage eines teutschen Nationalen und wurde dadurch auf fremde Rechnung ganz neidisch gegen die Franzosen

gestimmt, denn es ist Schade um die teutsche Romantik, daß sie ein so schönes Land mit so malerischen Bergen und so romantischen Ruinen in fremden Händen lassen muß. Es mag dort noch manche Marburg und mancher Stolzenfels liegen, die sich trefflich zu Geburtstagspräsenten für gekrönte Häupter eigneten. Wenn wieder ein Krieg gegen Frankreich ausbräche, so bedürfte es nur eines Hinweises auf die Romantik des Elsasses, um die loyalen Teutschen zu Helden zu machen und die „Marken des Vaterland“ wieder zu erobern. Endlich langten wir bei dem Gränzort St. Louis an und sahen die erste Schweizerstadt vor uns. So sollte also meine langjährige Sehnsucht, einmal in meinem Leben das Land der Berge zu sehen, seine Erfüllung finden. Freilich hatte ich niemals gedacht, daß es auf solche Veranlassung geschehen würde. Doch so oder so, es gilt gleich: ich sah die Berge vor mir und hatte nur zwei Schritte bis Basel. Vor einer neuen Landesgrenze stehend, setzte ich mich wieder in die erforderliche Position, um der Douanen- und Paßrevision begegnen zu können. Aber wie erstaunte ich, als von dem französischen Grenzbahnhof der Omnibus Menschen und Koffer in das Schweizer-

land hineinführte, ohne daß auch nur eine polizeiliche Seele sich um sie bekümmert hätte! Wahrlich, wenn etwas geeignet ist, beim Eintritt in ein Land ein günstiges Vorurtheil für dasselbe zu erwecken, so ist es der freie Eintritt. Wir sind überall so sehr an Absperrungen, Kontrollen, Visitationen, Plackereien und Teufeleien gewöhnt, daß wir in einer neuen Welt anzulangen glauben, wenn wir irgendwo den Strich, den man Grenze nennt, ohne Hülfe von Douaniers und Polizisten überschreiten können.

In Basel mich umzusehen, fand ich keine Zeit, denn ich benutzte am nämlichen Abend, wo ich ankam, die Postgelegenheit, um bis zum nächsten Morgen nach Zürich zu gelangen. Zürich! Mein poetischer Freund hatte bei meiner Ankunft schon ein Gedicht fertig, das also begann:

„An dem See von Zürich,
Welch' ein Leben führ' ich," u. s. w.

Meine Freundinn, wenn Sie erst Zürich gesehen hätten, so würde Ihnen der Abschied von Ihrem Mutterlande viel leichter werden. In Zürich haben Sie Teutschland und Italien zugleich. Rechts und links von Bergen begleitet,

kommen Sie von Basel her durch freundliche, mit Landhäusern untermischte Dörfer und schöne Fluren in die freundliche Limmatstadt. Nachdem Sie einige Straßen durchfahren, gelangen Sie plötzlich auf die letzte Brücke, welche über die kristallklare Limmat führt, und sehen vor sich den langhin gestreckten Zürichsee. Seine Ufer sind von Zürich aus an beiden Seiten Stunden weit mit Dörfern und Landhäusern in fast ununterbrochener Reihe besä't, in deren Rücken sich rebenbesetzte und bewaldete Bergzüge erheben, welche die ganze schöne Landschaft einfassen. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Zürich mit den andern Orten des See's sich einst zu einer ungeheuren Weltstadt verbinden werde. Den Zürichsee hinauf, der sich acht Stunden weit erstreckt, erheben sich im Hintergrunde die schroffen Häupter der Glarner Alpen, welche bis zu einer Höhe von 11,000 Fuß den Blick fesseln und bei Abend ihre ewig mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne vergolden lassen. Da haben Sie einige Züge zu dem Bilde der Gegend von Zürich, welche einzeln hinzuzeichnen ich unterlasse, um Sie noch mehr zur Selbstbesichtigung anzureizen. Die ganze Gegend ist ein

Garten, ein Spaziergang, eine Schönheit und — ihre Seele ist Freundlichkeit. Eins nur werden Sie hier vermissen, was Ihnen in Teutschland so viel Vergnügen machte: in der Schweiz gibt es keine Nachtigallen. Doch ist denn die Nachtigall eine Verkünderin der Freude? Darauf kommt ja Alles an. In den Annoncen, welche Wohnungen ausbieten, wird hier als gewöhnlicher Charakter derselben die „Frohmüthigkeit" hervorgehoben: Ein „frohmüthiges Wohngemach." Auf den Schildern verschiedener Wirthshäuser lies't man die Aufschrift: „zum Frohsinn," „zur frohen Aussicht" u. s. w. Diese Bezeichnungen gehören sämmtlich in das Lexikon der Umgegend. Die „Frohmüthigkeit" ist ihr Hauptcharakter. Man muß in der That vom Unglück verfolgt werden, oder ein unheilbarer Hypochondrist sein, wenn man am Zürichsee nicht „frohmüthig" gestimmt wird. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seit ich nach Zürich kam. Meine Wohnung war so gelegen, daß ich Morgens schon aus meinem Bette den See überblicken, die weißen Landhäuser sich in seinem Spiegel vor lauter „Frohmüthigkeit" auf den Kopf stellen und die jodelnden Schiffer mit ihren schlanken Kähnen

seine glatte Fläche durchfurchen sehen konnte. Die Abende waren noch schöner, und wie müssen sie erst im Sommer sein, wenn man in traulicher Gesellschaft oder bei einem Glase würzigen „Valteliners" oder „Neftenbachers" mit einem schaukelnden Kahn den hallenden See durchrudert, oder von den umherliegenden Bergen aus die blühende Landschaft überträumt! Meine Freundinn, ich würde in Zürich ein Romantiker geworden sein, wenn ich ihn nicht schon hinter mir hätte. Und doch bin ich um eine Zeit dahin gekommen, wo alle Welt in Aufregung und Verwirrung war. Die Romantik des Bürgerkriegs hätte die Romantik der Natur leicht paralysiren können. Es wurde damals grade die Luzerner Affaire eingeleitet. Die Unternehmung der Freischaaren, welche meist bei Nacht ihrem Ziel zumarschirten, bereitete sich ganz in der Stille vor, ohne daß man etwas Anderes von ihr gewahr wurde, als die Zeitungsberichte und verworrene Gerüchte. Kaum aber zeigte sich die Lage der Dinge in der traurigen Niederlage der Freischaaren und dem blutdürstigen Triumph der Jesuitenpartei, so war gleich von allen Seiten das Militär auf den Beinen. In der Nacht hörte ich

die Trommel rühren, und am andern Morgen überraschte mich schon eine wie aus dem Boden aufgetauchte Truppenmacht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. In keinem „Militärstaat" kann schneller das Militär bei der Hand sein, als in diesem Freistaat ohne stehendes Heer. Die Schweiz kann in wenigen Tagen 100,000 Mann auf die Beine bringen. Auch habe ich mich gewundert über die männliche Haltung der schweizerischen Soldaten, welche bei aller Ungenirtheit und Zwanglosigkeit den wahren Geist freier Wehrhaftigkeit an den Tag legte. Ueberhaupt habe ich in wenigen Tagen ganz andere Begriffe von der Schweiz erhalten, als mir die entstellenden Berichte des Auslands bis dahin beigebracht hatten. Namentlich hat mich die lebendige, erregte Theilnahme, die bis zum Dienstboten und zum Handwerker hinab Alles für die Politik an den Tag legte, überrascht und erfreut. Was ist das doch für ein anderes Leben, als bei uns, wo Jedem sein Stück Politik von der Polizei zubereitet und zugemessen wird! Und ein solch erregtes Leben nennt man in Teutschland ein unglückliches! Wenn man in die Schweiz kommt, so denkt man nur an Verwirrung, Anarchie, Banditen und Todtschlä-

ger. Die Schuld davon trägt die Styl gewordene Verläumdung, namentlich der teutschen Presse. Ich bin in die Schweiz gekommen zu einer Zeit, wo die Zustände mich in ungünstigen Vorurtheilen hätten bestärken müssen, und dennoch behaupte ich, daß die Schweizer durchweg verläumdet werden. Die Schweizer sind ein nüchternes, praktisches Volk, das wahrlich nicht zum bloßen Vergnügen Anarchie treiben wird, und wenn sie ihre Freiheit benutzen, um ihre Theilnahme an ihren Angelegenheiten zu bethätigen, so haben nicht sie die Schuld, daß diese Bethätigung keine glänzendere Früchte trägt. Man entferne die ausländischen Intriguen und mache aus der Schweiz eine Einheit, ein die Kantonalzerstückelung beseitigendes Staatsganzes, und man wird anders über sie urtheilen lernen. Doch — ich verirre mich als gewesener Soldat in das Militär und als politischer Flüchtling wieder in die Politik. Verzeihen Sie mir das, ich werde Sie gleich durch eine Zugabe von Romantik wieder zu besänftigen suchen.

Bevor ich mich in meinem neuen Wohnort einrichtete, wünschte ich, den Züricher See bis in die obere Gegend kennen zu lernen. Es bot sich

mir hierzu eine passende Gelegenheit, als ich in Gesellschaft meines poetischen Freundes einen Ausflug nach Rapperswyl machen konnte, ein Städtchen sechs Stunden von Zürich, wohin man in zwei Stunden mit dem Dampfschiff gelangt und in dessen Nähe mein Freund sich eine reizend gelegene Sommerwohnung gemiethet hat. Ich ließ ihn dort in seiner idyllischen Einsamkeit allein und setzte mit einem Kahn nach einer andern Einsamkeit hinüber, um auf den Besuch bei einem lebenden Poeten den Besuch bei einem todten folgen zu lassen. Errathen Sie, welche Einsamkeit ich meine? Ufnau! Es war ein herrlicher Frühlingstag, ein beinah heißer Aprilmittag, als ich zu der Insel hinüberschiffte. Der See war glatt wie ein Spiegel und schon in ziemlicher Entfernung vom Ufer ließ er durch sein krystallenes Wasser auf den tiefen Grund sehen. Ich zitirte alle Geister aus der Höhe und aus der Tiefe, um in angemessener Begleitung den letzten Aufenthaltsort jenes Mannes zu betreten, der allerdings mehr als hundert Andere einen Anspruch auf unsere Pietät hat, weil er nicht bloß ein kräftiger und kühner Geist, sondern auch ein kräftiger und kühner Charakter war, einer jener

seltenen Charaktere, die nur leben können, wenn sie für ihre Ueberzeugung leben, und die eher Alles in die Schanze schlagen, als ihr Streben nach Wahrheit in feigen Rücksichten untergehn lassen. Der Kahn stößt an's Land und ich betrete die Ruhestätte Ulrichs von Hutten, des Koryphäen der teutschen Flüchtlinge. Indem ich in feierlicher Stimmung der alten Kirche zuschreite, welche in der Ferne zuerst den Blick auf sich zieht, begegnet mir eines jener kleinen Ereignisse, die so oft als Possen des Zufalls das Leben erheitern. Ich sehe nämlich aus einem alten Hause einen gelben Hund von der Größe eines Kalbes auf mich losstürzen. Kein Gebell läßt er hören, aber bald in wilden Sätzen und bald in schleichendem Lauf, mit unverwandtem Blick und einer unheimlichen Tigerhaftigkeit eilt er näher, immer näher. Da mich der Zufall schon häufig in Kollisionen mit großen Hunden geführt, wobei ich immer Sieger geblieben war, so hatte die Annäherung des Ufnauer Tigers anfänglich nichts Beunruhigendes für mich; da er aber lautlos und mit jener eigenthümlichen Angriffshaltung wilder Thiere unverwandt auf mich zukam, hielt ich es doch für nöthig, mich einiger Maßen vorzusehen. Ich hob

daher meinen Stock hoch in die Luft, um ihm per Telegraph zu bedeuten, daß er nicht ungestraft sich an meiner feierlich gestimmten Person vergreifen würde. Aber weder mein Stock noch mein fester Gang imponiren ihm, er schleicht immer näher mit funkelndem Blicke und schon schickt er sich an zu einem Tigersprung. Ist denn kein Mensch in der Nähe, der dem Unthier die Rückkehr gebieten kann? Niemand läßt sich sehen. So bin ich also nach Ufnau gekommen, um dem edlen Ulrich von Hutten meinen Besuch abzustatten, und werde von so einer gemeinen Hundsbestie empfangen, muß mit dieser Bestie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Indem ich mich eben zu diesem Kampf anschicke — fühle ich die Bestie schon an meinem Halse. Mit einem plötzlichen Satz kommt sie meinen Maßregeln zuvor und umarmt mich wie ein Bär. Sie werden denken, jetzt sei es um mich geschehen. Was würden Sie aber denken, wenn Sie mich, die Bestie am Halse, plötzlich in ein gewaltiges Lachen ausbrechen sähen? Meine Freundinn, ich habe durch diesen Hund erfahren, welch ein Unglück es ist, wenn man sich nicht verständlich machen kann. Der Hund von Ufnau, das gutmü-

thigste Thier der Welt, kam nicht, um mich anzugreifen, sondern um mich zu begrüßen, und mein aufgehobener Stock schreckte ihn nicht zurück, weil er in seiner insularischen Unverdorbenheit eine feindselige Begegnung nicht einmal als möglich annahm. Er war die Freundlichkeit selbst, aber das Organ der Freundlichkeit fehlte ihm: der Schwanz. Dem armen Hund hatte die grausame Kultur den Schwanz bis auf die Wurzel abgehauen, und erst als er mich umarmte, merkte ich an der Bewegung des kurzen Nachwuchses, daß der Freundliche im eifrigsten und herzlichsten Wedeln begriffen war. Ein glücklicher Zufall hatte ihn davor bewahrt, seine freundliche Begrüßung mit einem mörderischen Stockhieb erwiedert zu sehen. Möge dies Beispiel eines grausamen Mißverständnisses dazu beitragen, daß man Jedem das Seine lasse und namentlich keinen Hund der Sprache des Herzens beraube. Bei einem dressirten Hunde ist der Schwanz das Organ der Servilität, bei einem freien ist er das Organ der Herzlichkeit, denn selbst ein Hund erhält und verliert seinen Werth mit der Freiheit. Ich weiß nicht, ob meine Sympathie für den Freiheitshelden Ulrich von Hutten dem Wächter seines

Grabes mit zu gut kam, genug in Begleitung des Hundes verlebte ich einen ganzen Tag auf der Insel und das unbedeutende Begebniß beim Empfang war für meine Stimmung nicht wenig entscheidend.

Ich hatte in Rapperswyl schon einen Platz auf der Post bezahlt, die ich Nachmittags in Stäfa zu treffen gedachte; als ich aber zu Ufnau angekommen war, schickte ich meinen Fährmann zurück und bestellte ihn auf den andern Tag. Es gefiel mir auf der Insel gar zu gut, wenn sie auch weiter keine Reize hat, als die Erinnerung an ihren einstigen Schützling und die herrliche Rundschau auf die Berge und den See. Soll ich Ihnen erzählen, was ich während der vierundzwanzig Stunden auf der Ufnau gemacht habe? Ich habe dort Vorstudien zu der Kunst des wissenschaftlichen Reisens gemacht. So sei Ihnen z. B. das mineralogische Bekenntniß abgelegt, daß die Insel Ufnau mir aus Konglomerat und Schieferfelsen zu bestehen scheint. In botanischer Hinsicht habe ich von quercus vulgaris, crocus intervinalis, stumpus haselstockius u. s. w.; in zoologischer Hinsicht, außer von obbemeldtem Thier, von anser schnatterificus, lacerta langschwanzia

u. s. w. zu berichten. In anthropologischer Beziehung ist zu sagen, daß die Insel bewohnt ist von einem Pächter nebst Frau, vier Töchtern und drei Söhnen. Wär' ich nun schon ein Mann der Wissenschaft, so könnte ich Ihnen noch einen reichen Schatz von Früchten meines Aufenthalts darreichen. Aber als naturwüchsiger Sohn des Lebens muß ich mich, außer diesen wissenschaftlichen Bemerkungen, auf die rohen Erlebnisse und Beobachtungen der Person beschränken. Ich betrachtete also zuerst die Gebäulichkeiten der Insel und berichte Ihnen darüber im Einzelnen, weil Sie sich so sehr für das Asyl Huttens interessiren. Unter den Gebäuden steht oben an die alte verkommene Kirche, in welcher aber doch noch Morgens fünf Uhr von dem Sohn des Pächters die Frühglocke geläutet wird. Unter der Kirche befindet sich ein Beinhaus mit einer Menge weißer Schädel. Ich habe sie alle mit phrenologischer Neugier betrachtet in der Hoffnung, einen unter ihnen zu finden, der möglicher Weise der Schädel Hutten's sein könnte. Allein sie sahen alle so patzig darein, daß ich sie nur für Schädel obscurorum virorum halten durfte. Außer der Kirche sind noch zwei alterthümliche, zum Theil ver-

fallene Gebäude vorhanden, die sich sehr gut zu Sommerwohnungen einrichten ließen; aber auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß die Eigenthümer der Insel, die Mönche des Klosters Einsiedeln, außer ihrem Pächter keinen Bewohner auf ihrem Besitzthum dulden, auch dasselbe zu keinem Preise abtreten wollen. Ob sie etwa fürchten, das Andenken Hutten's könne auf eine antijesuitische Weise ausgebeutet werden, weiß ich nicht. Die Angelegenheit mit dem Auge der neuen Zeit betrachtend, prophezeie ich demjenigen ein schnelles Reichwerden, der die Insel (vielleicht auch die benachbarte kleinere, die ich hiermit Neuufnau taufe) an sich bringt, sie mit einem Gasthof, hübschen Anlagen, Badeanstalten versieht und sie zu einem Halteplatz der Dampfschiffe macht. Jedenfalls wird sie dann gemeinnütziger verwendet als jetzt, wo sie nur zur Produktion von ein Paar Ohmen Wein für die Mönche und einem Stall voll Heu für ihre Ochsen benutzt wird. Der Stall für diese Ochsen bildet das vierte und das alte Haus des Pächters, in welchem ich auf einer alten Bodenkammer übernachtete, das fünfte Gebäude auf der Insel. Der Haupttheil derselben besteht in einer Grasfläche, von spärlichem Ge-

büsch und ein Paar Hügeln unterbrochen. Neben einem der Hügel fand ich etwas, das ich Ihnen zeigen zu können wünschte: ein ganzes Thal voll Veilchen. Eine solche Veilchenpracht habe ich nie und nirgends gesehen. Um sagen zu können, ich habe mich in Veilchen gewälzt, würde ich selbiges gethan haben, wenn bei dem Vergnügen nicht zu viel Hummeln und Erdspinnen konkurrirt hätten. Als ich mir die Insel betrachtet und mich an dem vortrefflichen „Leutschen Wein", einem Produkt des Klosters Einsiedeln, gelabt hatte, das der Pächter verzapft, bestieg ich mit dessen zwölfjährigem Sohne einen Kahn, um die Insel zu umschiffen und zu fischen. Wir fingen jedoch nichts, weil es zu hell war. Den andern Morgen aber zogen wir mit den ausgestellten Netzen zwanzig Fische heraus, von welchen mir ein treffliches Frühstück bereitet wurde. Was wollen Sie neben diesen wichtigen Ereignissen noch weiter über meine Erlebnisse auf der Insel wissen? Ich war „kreuzfidel," wie Hutten sagt, würde aber langweilig werden, wenn ich beschreiben wollte, wie ich es war. Genug, der Geist Ulrichs, des Koryphäen der Flüchtlinge, war in mich gefahren, und ich habe ihm nicht durch Kopfhängerei meine

Huldigung dargebracht. Ich habe mit ihm und seines Gleichen über alle Teufel gesprochen, ich habe mit ihm gesprochen, als ich an dem Ufer der Insel umherstrich, ich habe mit ihm gesprochen, als ich sie umschiffte, ich habe mit ihm gesprochen, als ich Abends die dämmernden Alpen hinauffsah und das ferne Jodeln von den Seedörfern und Schifferbooten zu mir herüberschallte, ich habe mit ihm gesprochen, als vor Sonnenaufgang das Pfeifen der Strandvögel durch mein zerbrochenes Fenster drang, ich habe mit ihm gesprochen einen ganzen Tag, und mehr als eine Flasche auf sein und Ihr Wohl getrunken. Lassen Sie es damit genug sein.

Man weiß nicht mehr, an welcher Stelle Hutten begraben ist. Was liegt daran? Die ganze Insel ist sein Grab. Sein Grab heißt Ufnau. Heut zu Tage wär' es ihm nicht einmal gegönnt worden; so wechseln die Zeiten und Zustände. Hätte Hutten jemals gedacht, daß in der Nähe seines Kirchhofes im Jahr 1845 der Jesuitismus triumphiren, ja daß sein Kirchhof Eigenthum der Jesuiten werden würde? Ich prophezeie den schwarzen Herren, daß in nicht langer Zeit auf der Insel Ufnau für Ulrich von Hutten

ein Denkmal wird errichtet werden. Damit ist zwar der Sieg des freien Geistes noch nicht proklamirt, aber der Schweiz schon ein bedeutungsvoller Wegweiser gesetzt.

Nun, meine Freundinn, geht es wieder nach Zürich zurück. Sie erwarten gewiß noch eine Darstellung des geselligen Lebens, einen Bericht über die dortigen Menschen u. s. w. Ich muß Sie darauf einstweilen warten lassen, da sich dergleichen nicht, wie eine Gegend, mit einem Blick überschauen läßt, sondern längere Zeit studirt oder wenigstens beobachtet sein will. Eine Bemerkung über die Schweiz und die Schweizer aber, die sich mir sofort aufgedrängt hat, kann ich schon hier nicht unterdrücken. Ich habe nämlich eine auffallende Aehnlichkeit der schweizerischen Gesellschaftszustände und Menschen mit den — holländischen gefunden. Nicht bloß zeichnet sich die Schweiz, wie Holland, durch ihre Viehzucht, ihren Käse und ihren industriellen Geist aus, sondern auch die Sitten und der Volkscharakter beider Länder stimmen in manchen Stücken auffallend überein. Dieselbe Geldsucht, dieselbe Nüchternheit des Verstandes und Entfremdung vom Idealen, dieselbe diplomatische Pfiffigkeit bei äußerer Treuherzigkeit,

dieselbe Abhängigkeit von alten Sitten, welche Gutes wie Schlechtes konservirt, weil es hergebracht ist, und namentlich bei der Geldaristokratie mitunter eine gewisse patriarchalische Biederkeit fortpflanzt, dieselbe häusliche Propretät, dieselbe Stereotypie in der Redeweise der Konversation, dieselbe „nationale“ Einbildung, dieselbe Abneigung gegen die Teutschen! Sogar in körperlichen Aeußerlichkeiten, namentlich in der holzschnittartigen Massivität mancher Gesichter, so wie auch in den forcirten Kehllauten der Sprache findet sich die Aehnlichkeit wieder. Man merkt es bald, daß den Schweizern dasselbe fehlt, was den Holländern, nämlich die Durchknetung mit fremdem Sauerteig. Die Isolirung ist ihr größtes Gebrechen und das größte Hinderniß ihrer Kultur. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ich die Schweizer nicht den Holländern gleichstelle; sie sind nicht so korrumpirt und gemein, wie diese, und bei Weitem kräftiger angelegt. Dabei stellt ihr politischer Sinn im Allgemeinen sie so hoch über ihre Konkurrenten im Käsemachen, wie ihre Käse größer sind als die holländischen. Was dagegen einen Theil von ihnen tief unter die Holländer stellt, das ist die alte Gewohnheit, den

auswärtigen Despotismus, ja sogar die Todfeinde ihrer eigenen Freiheit, mit Söldlingen zu versorgen. Dieser Krebs ist für die Schweizer, was die Sklavenzüchterei für die Nordamerikaner ist. So lang die Schweiz nicht Diejenigen als Scheusale ausstößt, welche in Rom und Neapel die Freiheit morden helfen, so lang haftet auf dem Namen Schweiz ein blutiges Mal der schändlichsten Schande.

III.

Ausflug von Zürich nach dem Wallensee. Ein *scher Geheimrath und die Schweizer.

Allerlei Schreibereien, die beendigt sein mußten, weil die *sche Polizei Mangel an Beschäftigung hatte, ließen mir lange keine Zeit, einen Blick in die eigentliche Schweizernatur zu thun, deren ferne Vertreter, die beschneiten Alpen, ich jeden Tag aus dem Fenster zu einem Besuch einladen sah. Einige Erholungstage, die ich endlich erübrigte, beschloß ich zu benutzen, um einen Ausflug zu machen, der mir in möglichst kurzer Zeit möglichst viel und verschiedenartige Erscheinungen der schweizerischen Natur vor Augen führen

sollte. Der Rigi, welcher von Zürich aus in einem Tage erreicht werden kann, bietet zwar in dieser Hinsicht Reichthum genug; aber das Panorama, das man von ihm aus überblickt, liegt mit seinen Einzelnheiten dem Zuschauer zu fern, als daß er seine Neugier im Speziellen befriedigen könnte. Ueberdieß gewährt schon der Uetliberg bei Zürich einen allgemeinen Ueberblick über die Alpenkette vom Sentis bis zur Jungfrau. Man rieth mir daher eine Tour nach dem Wallensee und nach Glarus an. Ich fuhr mit dem Dampfschiff nach Rapperswyl, in dessen Nähe der poetische Freund, welcher mit mir von Brüssel gekommen war, damals noch eine ländliche Zurückgezogenheit kultivirte, und fand in ihm einen bereitwilligen Reisegefährten.

Von Rapperswyl fährt man mit dem Dampfschiff nach Schmerikon, am Ende des Züricher See's gelegen, und von hier aus gelangt man mit der Post in einigen Stunden nach Weesen, wo der Wallensee beginnt.

Der Weg von Schmerikon führt durch ein breites, vom Linthkanal durchflossenes Thal, an dessen beiden Seiten sich die ersten Bergriesen in zunehmender Größe aufgestellt haben. Unter ihnen

zeichnet sich der 6000 Fuß hohe „Speer" mit seiner seitab gekehrten Spitze aus. Bei Weesen theilt sich das Thal in zwei neue: das rechts fortlaufende führt nach Glarus, das links gelegene wird vom Wallensee ausgefüllt.

Weesen hat eine ungemein schöne Lage und man bedauert, daß der Platz, auf welchem es liegt, nicht zur Anlage einer großen Stadt benutzt worden ist. Nach der hintern Seite sieht man in das Glarner Thal hinein, welches von dem kolossalen, mit Schnee und Glätschern überzogenen Glärnisch (8000 Fuß hoch) beherrscht wird; nach der vordern Seite überblickt man den Wallensee, umstarrt von zackigen Felskuppen. Unter diesen fällt namentlich der mehr in's Land hineingelegene Mürtzenstock, ein Hauptasyl der Gemsen und Murmelthiere, in die Augen, dessen zierliche, gothischen Thurmverzierungen ähnelnde Spitzen aus ihrer mehr als 7000 Fuß betragenden Höhe die vordern Umgebungen des See's überschauen. Diese Umgebungen werden immer wilder und ungewöhnlicher, je weiter das Dampfschiff von Weesen aus den See hinauffährt. Namentlich zeichnet sich das linke Ufer aus. Es besteht aus einer ununterbrochenen Reihe zackiger und zerklüfteter Felsen

von den verschiedenartigsten Formen, welche steil aus dem See heraus zu einer durchschnittlichen Höhe von 6—7000 Fuß in die Luft hinaufstarren. Von einem derselben stürzt ein Wasserfall über 1000 Fuß hoch herab, oder vielmehr er stürzt nicht, sondern spinnt sich, durch den Widerstand der Luft zertheilt, wie ein zerfasertes seidenes Band den Felsen herunter. Aehnlicher Wasserfälle, jedoch von geringerer Höhe, finden sich mehrere dort. Außer ihnen bilden vereinzelte Tannen, Grasplätze und Sennhütten, welche zum Theil ohne einen erkennbaren Zugang wie Schwalbennester hoch an die Seiten der Felsen geklebt sind, die Abwechselungen jenes starren Ufers. Dasselbe hat in der That etwas Schauerliches an sich und erinnert an die Gegend der Loreley. Es bildet eine fortlaufende Mauer von Loreleyfelsen, jedoch von einer Größe, daß der rheinische sich wie ein Hut auf ihre Häupter pflanzen ließe. An den Rhein wird man auch durch die geringe Breite des übrigens schauerlich tiefen See's erinnert, welche es möglich macht, vom Dampfschiff aus beide Ufer ganz genau zu betrachten. Der See ist vier Stunden lang. Am Ende desselben liegt Wallenstadt, wo er einen seiner schönsten Punkte darbietet: ich meine „die

sieben Kurfürsten," sieben neben einander stehende, mehr als 7000 Fuß hohe Felsen von einer wahrhaft architektonischen Form und Schönheit. Einem Landschaftmahler läßt sich nicht leicht ein schönerer Gegenstand empfehlen, als diese sieben Kurfürsten, oder, wie sie wahrscheinlich richtiger benannt werden, Kuhfirsten.

In Wallenstadt ließen wir die übrige Reisegesellschaft mit der Post nach Sargans weiter fahren, und beschlossen, da das Dampfschiff erst am andern Tage sich wieder in Bewegung setzte, sofort zu Fuß nach Weesen zurückzugehen. Dieß war nur an der dem Loreley-Ufer entgegengesetzten Seite möglich und auch dort nur auf einem Wege, der mitunter alle Aufmerksamkeit erforderte, wollte man nicht einige hundert Fuß tief in den Wallensee hinabstürzen. Der Spaziergang lohnte reichlich die aufgewendete Mühe und darf auch Andern empfohlen werden. Besonders lohnend ist er da, wo er an einer überhangenden Felsenmauer vorbeiführt, durch welche ein Sturzbach sich eine trümmervolle Schluchten-Bahn gebrochen, links und rechts durch die steilen Wände des durchbrochenen Berges hoch überragt. Am späten Abend langten wir wieder in Wesen an, em-

pfangen von der holdseeligen Tochter des Hauses zum „Schwert.“

Der Wallensee ist für die Kahnfahrt sehr gefährlich, weil die Winde von den nahgelegenen Bergen oft unvermuthet auf ihn herabstürzen und sein leicht erregbares Gewässer in Aufruhr bringen. Schon ein gewöhnlicher Wind ist im Stande, in wenigen Minuten bedeutende Wellen aufzuregen. Von dieser Erregbarkeit wird der See auch seinen Namen haben. Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß er bei einer Fahrt von Wallenstadt nach Weesen in die größte Gefahr gekommen und die Schiffer mit dem Degen in der Hand genöthigt hat, an's Land zu rudern, weil er mit seiner Gesellschaft zu ertrinken fürchtete. Von solchen Gefahren hat jetzt kein Reisender mehr zu leiden. Gäbe es aber auch kein Dampfschiff auf dem See, so würde ich doch Jedem anrathen, auf einer Schweizerreise jene interessante und auffallender Weise so wenig empfohlene Fahrt nicht zu unterlassen.

In Weesen hofften wir mit einem *schen Geheimrath zusammenzutreffen, der, wie wir gehört hatten, sich in jener Gegend umhertrieb, um das republikanische Terrain zu rekognosziren. Leider

war der hohe Herr, von dessen Gesellschaft wir uns ein vaterländisches Vergnügen versprochen hatten, wieder abgereist. An seiner Stelle unterhielt uns die holdseelige Tochter des Hauses, die mit ihren Eltern vor Kurzem aus dem Neuenburgischen nach Weesen gezogen war. Die Preußen haben vor den sonstigen Teutschen in der Schweiz einen großen Vorzug: sie finden dort ihre republikanischen Landsleute und bleiben der Gelegenheiten versichert, ihre Loyalität an den Mann bringen zu können *). Als unsre Neuenburgische Landsmänninn hörte, daß wir Preußen seien, faßte sie sofort eine lebhafte Neigung zu uns und tauschte ihre patriotischen Gefühle mit uns aus. Sie

*) Spätere Anm. Am Neujahrstag 1846 begaben sich der Stadtrath und die Offiziere des Kreises Neuenburg in den großen Saal des Schlosses, um dem Präsidenten des Staatsraths ihre Unterthanengefühle für den König von Preußen auszudrücken. Ein Pfarrer, der im Namen Aller sprach, sagte u. A.: „Wünsche für den König sagen, heißt so viel, als solche für uns selbst und unser glückliches Land aussprechen. Warum sollten wir nicht fühlen, was Alles der König für uns ist? Der religiöse Hüter dieser schützenden Institutionen, die mächtige Hand, die sie schirmt, die lebendige und feste Grundlage, welche sie aufrecht hält!"

(Schweizerische Bl.)

sprach vom König von Preußen, den sie den republikanischen Monarchen nannte, mit Begeisterung, und als wir sie fragten, wie sie dazu komme, sagte sie, er habe den Felsbergern 10,000 Franken geschenkt und seine Beamten rühmten ihn sehr und riefen beständig: „vive le roi!“ Wir überraschten sie mit der Nachricht, daß mehrere Kantone in Berlin Unterhandlungen angeknüpft hätten, um preußisch, oder wenigstens teutsch zu werden, sie stellten aber zur Bedingung, daß ihnen der heilige Rock und mehrere Prinzen abgetreten werden sollten. Leider sei diese Bedingung schwierig, denn man könne bei uns weder den erstern noch die letztern entbehren. Vielleicht lasse sich aber Rath schaffen, da man kürzlich zu Trier in einem Nonnenkloster auch eine heilige Hose entdeckt habe, und was die Prinzen betreffe, so sei zu empfehlen, daß man den Mürzenstock und die sieben Kurfürsten zur Anlegung von Lustschlössern anbiete, vorläufig auch einige schweizerische Adler einfange und zum dynastischen Privatgebrauch abrichte, man könne sich dann wenigstens Hoffnung auf die Verlegung der Sommerresidenzen nach dem Kanton St. Gallen machen. Unsre Landsmänninn war hoch erfreut über diese Aussichten, sie sprach sogleich davon, ihrem Gasthof

außer dem republikanischen „Schwert" noch einen andren Namen zu geben, einen ächt teutschen oder cheruskischen, und bat uns, ihr einen vorzuschlagen, der einen recht romantischen und patriotischen Klang habe. Wir schlugen ihr vor: „Zum Olim dem Großen" oder „Zum großen Olim," denn Olim sei der Kaiser der Urteutonen gewesen und sein Name vereinige Alles in sich, was einem romantischen und patriotischen Gemüth theuer sein könne, er bezeichne das Ur= und Vorbild aller Patrioten und aller Romantiker. Sie war sehr gerührt davon, holte uns von ihrem besten Wein, stieß mit uns an und trank in ihrer historischen Konfusion auf die Zukunft — „Olims des Großen," den sie unter das demokratische „Schwert" zu hängen beschloß.

Unsre Landsmänninn hatte uns so in Affektion genommen, daß sie, als die mündliche Unterhaltung erschöpft war, uns mit ihrem musikalischen Talent zu unterhalten fortfuhr. Sie hatte ein klavierartiges Instrument, das auf on endigte, neben unserm Schlafzimmer stehen und sang zu ihrem Spiel allerlei hübsche Lieder, zuerst schweizerische, z. B. „Von der Alpe tönt das Horn," „Der Gemsbock springet Eins, Zwei, Drei" u. s. w.,

sodann aber patriotische, z. B. „Heil dir im Siegerkranz,“ „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein“ u. s. w. Sie sang, bis uns „die Augen thäten sinken,“ und überließ uns dann unsern preußisch-helvetischen Träumen, die von schwarzweißen Gemsböcken, loyalen Murmelthieren, abgerichteten Adlern u. s. w. bevölkert waren.

Am andern Morgen machten wir uns zu Fuß nach Glarus auf den Weg. Wir sollten dort die Schweizerische Natur in noch größern Erscheinungen kennen lernen. Die Straße führt an dem kolossalen Glärnisch vorüber und ein Paar Stunden hinter Glarus hat man vom Stachelberger Bad aus einen freien Blick auf den 11—12,000 Fuß hohen Tödi.

Was ist die Ursache und der Inhalt des Vergnügens, welches wir beim Anblick schöner Gegenden und ungewöhnlicher Naturformen empfinden? Ich glaube, die Erklärung ist einfacher, als es scheint, obschon man sich über diesen Punkt so selten Rechenschaft gibt. Der Phantasie Gelegenheit zur Beschäftigung geben — darin liegt die ganze Erklärung. Weder das leibliche, noch das geistige Auge des Menschen wird durch Etwas beschäftigt — sei es eine Lektüre oder eine

Gegend, — dessen Erscheinung er nicht überschritte, dessen Inhalt er nicht mit Zuthaten bereicherte, dessen Natur ihn nicht zu Schöpfungen anregte. Dieser sein geistiger Spiegel ist es, woraus seine Selbstthätigkeit die Wirkung des betrachteten Gegenstandes zurückwirft als bereichertes Geschöpf seiner Phantasie. Eine flache Gegend, namentlich eine bebaute, welche als solche nur ein Bild des prosaischen Broderwerbs darbietet, läßt den Natursinn völlig gleichgültig, ist ihm sogar widerwärtig, weil sie sofort vollständig überblickt wird und der Phantasie nicht den mindesten Anhalt zum Schaffen, nicht das mindeste Geheimniß zum Enträthseln, nicht den mindesten Spielraum zum Bevölkern darbietet. Der Mensch kann in sie nichts übertragen und deßhalb nichts aus ihr zurückempfangen. Was er in eine Gegend übertragen kann, wenn auch durch deren Anblick angeregt, das allein verleiht ihr einen Reiz für ihn. Diese Anregung kann aber nur hervorgehen aus dem Leben und dieses interessirt uns wieder am Meisten durch seine Hauptgebiete, das menschliche und das thierische Leben. Die Anregungen, welche eine Gegend der Phantasie aus dem Fond des menschlichen Lebens gibt, sind entweder bloß historische,

oder bloß poetische, oder beide zugleich. Entweder reizt eine Gegend die Phantasie durch Dasjenige, dessen geschichtlicher Schauplatz sie war, oder durch Dasjenige, zu dessen Schauplatz sie ihrer Natur nach sich eignen würde, oder das Geschichtliche vereinigt sich mit dem Poetischen und bietet dadurch der Phantasie ein um so reicheres Feld des Schaffens dar. Was das Poetische betrifft, so wird die Korrespondenz der Natur mit dem Menschen-Geist zwar von der Stimmung des Betrachters abhängig sein, welcher mit der Phantasie menschliches Leben in sie hineinverlegt; dennoch aber läßt sich hierbei der Natur ein Gesetz vindiziren und vielleicht die Behauptung aufstellen, daß Gegenden derselben Art unter denselben Umständen keine Willkür in Bezug auf den Eindruck zulassen, den sie machen. Man kann dieß einfach den Charakter oder die Seele einer Gegend nennen, in welche die menschliche sich überträgt. Ein Wasser, das diesem gemäß z. B. zur Lustfahrt, ein Wiesenland, das zum Spiel, ein Gebüsch, das zu Abenteuern der Liebe einladet, bestimmt hiernach, wenn nicht die Erinnerung an geschichtliche Zuthaten einen andern Ausschlag gibt, das Geschäft der Phantasie am einen Ort wie am

andern, und empfängt nur durch seine bestimmte Fähigkeit, sich von der Phantasie bevölkern zu lassen, seinen eigenthümlichen Reiz. Menschliche Schöpfungen, z. B. Kunstanlagen, Häuser u. s. w. vollenden denselben, und daß die Höhe dieses Reizes durch die Wirklichkeit oder die Möglichkeit eines menschlichen Lebens bedingt wird, zeigt uns am deutlichsten der Anblick hoher, unbewohnbarer Berge. Ein hoher Berg kann uns durch seine Massen imponiren, kann Staunen in uns erregen, aber Raum für ein lebendiges und dauerndes Interesse kann uns sein hoher Rücken nicht darbieten, weil er die Sphäre der menschlichen Thätigkeit und Kultur überragt. Er ist nicht zu bebauen und ist nicht zu bewohnen; auf ihm lebt nichts und ereignet sich nichts, was näher mit uns verwandt wäre. Er gibt der Phantasie nur Räthsel der anorganischen Natur, welche auf die Urformationen der Erde hinleiten, oder Räthsel einer menschenscheuen Thierwelt auf, welche seine Regionen allein bevölkert. Ein solches Interesse ist aber immer ein mehr oder weniger rohes oder untergeordnetes. Nur so weit das menschliche Leben reicht, reicht auch das wahrhaft menschliche Interesse.

Die Erde mit Allem, was sie außer dem Menschen trägt und produzirt, ist zunächst nur der Menschheit wegen da. Gäbe es keine Menschheit, so würde es keine Erde geben, ungefähr wie es keine Pflanzen geben würde, wenn es keine Blüthen und Früchte gäbe. Das Interesse des Menschen kann sich vernünftiger Weise auf der Erde nur Dem zuwenden, was mit ihm in näherer oder fernerer Beziehung steht, was ihm verwandt, adäquat ist. Hiernach bestimmt sich denn auch das Interesse, das er an der schönen Natur nimmt. Sofern sie menschlich (kultivirt) ist oder werden kann, interessirt sie ihn geistig, und je menschlicher (kultivirter) der Mensch selbst ist, um so mehr wird sein Interesse sich derjenigen Natur zuwenden, welche kultivirt ist oder werden kann. An einer Wüste z. B. kann ein Mensch vernünftiger Weise ein eigentliches Interesse nicht nehmen. Wenn er es dennoch thut, so ist das sein Drang, etwas Lebloses zu beleben, etwas Oedes zu bevölkern, etwas Unmenschliches zu vermenschlichen. Das Interesse ist dann mehr ein negatives, sofern es auf der Unleidlichkeit Dessen beruht, was kein Leben, keinen Geist hat. Alles muß Geist und Leben haben, das will der Geist und das Le-

ben; Alles muß mittelbar oder unmittelbar menschlichen Geist und menschliches Leben haben, das will der menschliche Geist und das menschliche Leben.

Auf mich machen hohe Berge auf die Dauer einen Eindruck der Leerheit. Diese aufgethürmten Massen, welche den Blick über alle andere Erscheinungen hinaufziehen, sind ja doch in den Hauptsachen nur Repräsentanten des Todes. Ewiger Schnee bedeckt ihre kahlen Häupter; unzugänglich und vereinsamt erheben sie ihre umstürmten Gipfel in die eisige Luft; nur vereinzeltes Leben der Pflanzen- und Thierwelt verirrt sich auf ihr Gebiet; von der Menschenwelt und ihrer Kultur sind sie — ausgeschlossen. Sind sie es für immer? Ich glaube das nicht und kann mir nicht denken, daß jene hohen Gipfel nicht einst durch Veränderungen in der Natur und durch Erfindungen unseres Geistes dem Menschengeschlecht zugänglich gemacht werden sollten. Ich betrachte sie schon im Voraus als Stationspunkte für die Fahrten, welche der Mensch einstens auch über der Erde machen wird. Die Aufgabe, welche sie bis jetzt erfüllen, nämlich die Regler der Atmosphäre und die Vorrathsverwalter für die Bewässerung der

Erde zu sein, kann nicht ihre einzige bleiben. Der Mensch muß sie, gleich der unwirthbaren See und dem geheimnißvollen Innern der Erde, in seine Gewalt bringen, er muß selbst ihren höchsten Spitzen den Stempel seiner Kultur aufdrücken, und erst dann werden sie den wahren Reiz für den Betrachter der Natur erlangen, vielleicht einen um so höheren, je schwieriger ihre Kultivirung dem Menschen geworden war.

Einen interessanten Gegenstand in dem Kapitel über die Naturbetrachtung bildet die Gruppirung der Erscheinungen. Nothwendige Bestandtheile einer schönen Gegend sind Wasser, Wald und Berge; aber die Vertheilung derselben führt auf die Hauptfrage, man mögte sagen, einer Wissenschaft der schönen Natur. Vielleicht wird dieser Gegenstand an einem andern Ort weiter ausgeführt. Hier nur noch eine Bemerkung über die Quelle des Vergnügens an schönen Gegenden und die Disposition dazu. Dasselbe findet sich, in Uebereinstimmung mit dem oben Bemerkten, nur bei denjenigen Völkern, welche reich mit Phantasie begabt sind, bei den romantischen, namentlich den germanischen. Die alten Römer kannten es nicht und in ihren Dichtern findet sich

kaum eine Spur davon. Die Römer waren ein Volk des thätlichen, nicht des geistigen Schaffens, ein Volk des Verstandes, nicht der Phantasie. Die Teutschen sind die wahren Freunde der schönen Natur. Im Grunde aber ist ihnen dieser Vorzug nur als eine Schwäche anzurechnen, so lange er seine Entstehung eben so sehr einer Einseitigkeit verdankt, wie bei den Römern die Gleichgültigkeit gegen die schöne Natur. Der Natursinn der Teutschen ist meistens nur ein Theil ihres Mystizismus; sie sind Romantiker in der Natur, wie sie es in der Geschichte sind. Erst wenn ihr Phantasie- und Gemüthsleben in das richtige Verhältniß zu dem Erkenntniß- und Charakterleben zurückgetreten ist, wird auch ihr Natursinn seine mystische Ueberschwänglichkeit verlieren und jenen bewußten Naturgenuß erzeugen, welcher, indem ihm die Fähigkeit nicht abgeht, die Natur zu bevölkern, sich nicht so weit verirrt, daß er über dem selbstgeschaffenen Gebilde die Wahrheit und Wirklichkeit übersieht. Wer von uns, um z. B. von dem geschichtlichen Element der romantischen Natur zu reden, hat nicht vorzugsweise in solchen Gegenden geschwärmt, deren Naturschönheit versetzt war mit Erinnerungen an eine verabscheuens-

werthe Vergangenheit? Oder ist es etwa Humanität, was in diesem romantischen Felsennest wüster Raubritter, ist es Aufklärung, was in jener Betkaserne ekelhafter Mönche gewohnt hat? Nur die Hineinverlegung menschlichen Lebens überhaupt mittelst der Phantasie kann einer nicht historisch schon bezeichneten Gegend Reiz verleihen; weht aber schon der Geist der Geschichte in ihr, so sollte man den Eindruck, den sie hierdurch hervorbringt, nur wirken lassen je nach dem Gehalt jener Geschichte. Ist dieser Gehalt kein rein menschlicher, edler, so suche man lieber die schöne Gegend in der Vorstellung von ihrer Geschichte zu befreien, als daß man sich durch den Eindruck der letztern überwältigen läßt, denn solche Schwäche ist des menschlichen, ist des freien Geistes unwürdig. Und das haben alle unsere Romantiker nicht bedacht! Ja sie begeistern sich vermöge derselben Konfusion noch für die distinguirten Absurditäten der Gegenwart, vermöge welcher sie sich für die distinguirten Rohheiten der Vergangenheit begeisterten.

Zu Bemerkungen über den Eindruck der schönen und der „großen" Natur bot der Weg von Weesen nach Glarus mannigfache Gelegenheit, ob-

schon heraufgezogene Regenwolken uns nur flüchtige Blicke auf die hohen Massen der Berge gewährten. Die Annäherung an diese Bergriesen gewöhnt allmälig an ihre Größe, so daß man sich nicht mehr mit ihnen begnügt und sie immer höher haben will. Da die Masse ihr Hauptvorzug ist, so müssen sie sich gefallen lassen, daß man diesen mit einem einzigen Blick ausgemessenen Vorzug immer wieder vergrößert zu sehen wünscht. Der Glärnisch, dieser mächtige Felskasten, mit seinem ewigen Schnee und seinem ewigen Eispanzer — was ist er zuletzt? Seine imponirende Masse hat selbst den ziemlich prosaischen Bewohnern seiner Umgegend nicht genügt, der Menschengeist ist ihm zu Hülfe gekommen und hat seine wildeste Zinne „Veronika's Gärtlein" (Vreneli's Gärtli) genannt. Dadurch hat er gleich an der Phantasie eine Alliirte erhalten und nun denkt man sich unwillkürlich auf jene beschneite Spitze anstatt einer Gemse eine kühne Schweizerinn hinauf. Die kühne Schweizerinn, deren Bild die Phantasie dort oben erblickt, belebt nun — den ganzen, großen, mächtigen Glärnisch, der ohne sie nichts wäre, als ein geistloser, todter Felskasten.

Glarus liegt zwischen diesem Glärnisch und

dem „Schilt", einem schönen, über 7000 Fuß hohen Felskegel. Schade, daß wir nicht Zeit hatten, ihn zu besteigen, wozu ein ganzer Tag erforderlich ist. Er soll eine vorzügliche Aussicht gewähren. Im Grunde ist der Hauptvorzug eines Berges die Aussicht, welche er auf seinem Gipfel darbietet. Gleich einem Pferde soll man diese Ungethüme nicht eher taxiren, als bis man sie bestiegen hat. Dulden sie das Besteigen nicht, so sollte man sie von vorn herein in den Bann der Kultur thun und sie aus deren Bereich schon durch strafende Namen ausschließen, nicht aber sie gar mit edlen Benennungen beehren, wie z. B. die unbesteigbare oder unbestiegene „Jungfrau".

Glarus, obschon zwischen Bergen verloren, sieht nicht eben unfreundlich aus. Merkwürdigkeiten bietet es aber nicht dar. Wir benutzten daher die Zeit, welche uns bis zur Rückfahrt mit der Abendpost noch übrig blieb, um mit einer Chaise das Stachelberger Bad zu besuchen, welches ein Paar Stunden weiter das Thal hinauf liegt. Dort sollte sich auch der *sche Geheimrath vorfinden, welchen wir in Glarus wieder verfehlt hatten. Auf der Fahrt dorthin ermüdeten uns die Augen fast von allem Umschauen nach all den

Bergen und Wasserfällen, die rechts und links sich erhoben und herabstürzten. Das Stachelberger Bad ist ein einzelnes, zugleich als Gasthof eingerichtetes Haus, in der Nähe eines Wasserfalls zwischen hohen, dicht bewachsenen Bergen sehr romantisch gelegen. Wir erkundigten uns sogleich nach dem Geheimrath; der Unerreichbare war aber kurz vor unserer Ankunft schon wieder abgereist. Als wir in den Speisesaal traten, fanden wir einen langen Tisch mit zahlreichen Gästen beiderlei Geschlechts besetzt. Wir hatten schon gespeist und ließen uns Kaffee geben. Da gerieth der ganze lange Tisch, in dessen Nähe wir uns niederließen, plötzlich in die lebhafteste Bewegung. Man sah sich allseitig nach uns um, blies sich allerlei in die Ohren und mequirte sich auf das Augenscheinlichste; besonders von den Damen wurden wir sehr boshaft belächelt. Wir zogen sofort den Geheimrath in Verdacht und vermutheten, derselbe sei von unserer Reise unterrichtet gewesen und habe uns im Stachelberger Bad einen Streich gespielt. Er sollte uns das Stachelberger zum Stichelberger Bad gemacht haben. Wir überzeugten uns indeß bald, daß wir dem Edlen Unrecht gethan und entdeckten die Ursache der Sticheleien

in dem Umstand, daß wir — man denke — lumpig genug waren, Kaffee zu trinken, während die Philister es leisten konnten, daß sie mit Familie und Bekannten an der table d'hôte saßen! Das waren also die geselligen Freuden des Stachelberger Bades. Als wir hinter das Geheimniß gekommen waren, begannen wir sofort das Werk der Rache. Wir fuhren alles schwere und leichte Geschütz der Laune auf und unterhielten im Rücken der fressenden Gesellschaft ein so lebhaftes Lachfeuer, daß das feindliche in wenig Augenblicken verstummte und der philisterhafte Uebermuth der schrecklichsten Verlegenheit Platz machte. Die Chikane war verschwunden, die Unterhaltung gelähmt; die Blicke der Männer lauerten voll Besorgniß, die Blicke der Damen baten um Verzeihung und Erbarmen. Wir aber ließen uns nicht erweichen, denn mit Philistern darf man kein Mitleid haben, und ruhten nicht eher, als bis wir die ganze Gesellschaft, die kaum noch einen Bissen in den Mund zu nehmen wagte, mit der Artillerie unserer Laune aus einander gesprengt hatten. Trotz dem Regen flüchtete sie sich in die Gärten und Gebüsche umher und ließ uns mit unserm Triumph auf der Wahlstatt allein. Leider mußte uns dieser Sieg

Ersatz bieten für die Aussicht, welche uns das Regenwetter versperrte. Wir verließen Stachelberg, ohne das gesehen zu haben, was uns hauptlich dorthin gezogen hatte, nämlich den Tödi und nebenbei den Geheimrath.

In dem Postwagen, der uns von Glarus nach Rapperswyl zurückbrachte, hatten wir zwei Reisegefährten. Der eine war ein Schweizer, der andere (wir kannten ihn, er uns nicht) war der rekognoszirende Geheimrath. Der Schweizer war Einer von der dunkeln Farbe, einer von den geistscheuen, jesuitenfreundlichen Volksverräthern. Er führte die Unterhaltung auf die Angelegenheiten der Schweiz, auf Luzern, auf die Freischaaren und stellte in allem Ernst den Grundsatz auf, die Schweiz könne sich selbst nicht mehr helfen, sei ihrer Freiheit unwürdig geworden und werde nicht eher Ruhe erhalten, als bis das Ausland sich ihrer annehme und mit dem Bajonet in der Hand intervenire. Der Geheimrath hörte sehr wohlgefällig zu, faßte große Sympathie für den würdigen Schweizer und spann im Sinne desselben die Unterhaltung weiter aus. Für uns lag darin die dringendste Aufforderung, uns ebenfalls hineinzumischen. Wir vertraten also die Schweiz und

die Republik, wie der folgende Dialog darthut, in welchem wir uns der Kürze halber als eine redende Person zusammenfassen.

Geheimrath. Thut man einen Blick in die Geschichte, so gewahrt man überhaupt, daß kleine Staaten nicht bestimmt und nicht fähig sind, ihr isolirtes Leben lang fortzuführen. Sie erreichen ihre Bestimmung nur, indem sie einem größern Ganzen einverleibt und in dessen Bahn gezogen werden.

Die Republikaner. Allerdings haben Sie darin Recht. Jedoch vergessen Sie zu berücksichtigen, daß es bei der Frage des Fortbestehens kleiner Staaten vor Allem darauf ankomme, welche Idee sie repräsentiren. Ist diese Idee eine kleinliche, unwürdige, handelt es sich z. B., wie wir das an Holland wahrnehmen, nur um die Abschließung eines rohen Egoismus in ein Gehäuse, das man Nationalität nennt, so mag der kleine Staat je eher je lieber einem großen einverleibt werden, er ist dann nicht werth, für sich zu existiren. Stellt aber ein kleiner Staat sich als Träger einer hohen Idee, als Bewahrer eines edlen Prinzips, als Wächter eines vorgeschrittenen Zustands dar, so nimmt ihm seine Kleinheit nicht

den Anspruch auf die separate Existenz und es kann ihm alsdann vernunftgemäß nur Vergrößerung gewünscht werden, damit er Dasjenige, was er vertritt, besser entwickeln und bethätigen könne.

Geheimrath. So halten Sie also die Schweiz für die Vertreterinn eines edlen Prinzips? Dann ist es entweder für das Prinzip oder für die übrigen Staaten nicht scheichelhaft, daß dasselbe sich außerhalb der Schweiz so wenig Anhänger verschafft hat.

Die Republikaner. Das Prinzip leidet unter dieser Wahrnehmung, wenn sie auch eine ganz richtige sein sollte, keineswegs, so wenig, als ein gebildeter Mensch dadurch an Werth verliert, daß er von ungebildetem Pöbel umgeben wird. Er gewinnt im Gegentheil dadurch, und sollte er auch die Bildung sehr unvollständig repräsentiren, so wird sie ihm doch um so höher angerechnet werden, je ungebildeter seine Umgebung ist. Mit der Schweiz ist dies eben so der Fall. Sie vertritt das republikanische Prinzip noch sehr unvollständig, aber sie ist der einzige Staat, der es in Europa vertritt. Dieß gibt ihr Anspruch auf die Sympathie aller Derer, welche sich zu jenem Prinzip bekennen, und solcher Bekenner gibt

es im Geheimen mehr, als Sie wünschen. Lassen Sie einmal Ihre Polizei und Ihre Soldaten abtreten, versammeln Sie dann das Volk und lassen Sie es frei berathen, ob es monarchisch bleiben oder republikanisch werden solle, und Sie werden über den Erfolg erstaunen. Das wissen Sie auch sehr wohl, wozu unterhielten Sie sonst so viel Polizei und Soldaten?

Der Geheimrath. Sie sind sehr befangen in republikanischen Vorurtheilen, wenn Sie sich solche Vorstellungen machen. Die Liebe zum angestammten Herrscherhaus ist in unserm Volke, Gott sei Dank, so tief gewurzelt, daß sie durch nichts ausgerottet werden kann, am Wenigsten durch einzelne Verirrte, welche Republikaner sind, weil sie die Republik nicht kennen. Nur in Gott ist unser Heil und ohne Religion geht die Menschheit zu Grunde; im Königthum aber verkörpert sich die Gottheit gleichsam unter den Menschen und diese Abstufung des Göttlichen ist so nothwendig und natürlich, daß man behaupten kann, wahre Religion sei dort nicht möglich, wo kein Königthum existirt, weil ihr dort das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde fehlt. Unser Volk aber ist durch und durch religiös, es umfaßt

mit seiner Gefühlsinnigkeit die Religion ganz und wahrhaft, und es würde, wenn man ihm die Gottheit nehmen könnte, sie eher im Königthum wieder zu finden suchen, als sich auch dieses nehmen lassen.

Die Republikaner. „Nach Ihrer Theorie muß man annehmen, die Gottheit existire bloß des Königthums wegen. Doch Sie haben uns da auf ein Gebiet gebracht, an welchem unser Weg vorbeiführen sollte. Wir als Republikaner hatten uns nicht in die Religion geflüchtet; Sie als Royalist nehmen sie sofort zu Hülfe. Wollten wir näher in Ihr Thema eingehen und uns von Ihnen bekehren lassen, so würden wir zu der Konsequenz kommen, die Schweiz müsse schon allein zu dem Zwecke, ihre Religion komplett zu machen, royalistisch werden. Von dieser Konsequenz aber müßten wir sehr bald zu der ferneren gelangen, die Schweiz würde der Vorzüge des Königthums wie der Religion am Vollständigsten dann theilhaftig, wenn sie sich einem Herrscherhaus unterordne, welches die Verkörperung der Gottheit auf Erden am Vollständigsten darstellt, nämlich dem Herrscherhaus zu Rom. Die Jesuiten thun ihr Bestes, um der Schweiz ein solches Glück zu be-

reiten, und man schimpft sie sehr undankbar dafür aus. Thun sie aber etwas Anderes, als anderwärts die protestantischen Jesuiten? In Ihrem Lande müssen Sie, wenn Sie gerecht sein wollen, den römischen Jesuiten gleichfalls völlig freie Hand lassen.

Geheimrath. Wenn Sie erlauben, wenden wir uns wieder dem ursprünglichen Thema zu. Sie verfechten also das republikanische Prinzip. Um sich für ein Prinzip zu entscheiden, muß man nicht bloß dessen rationelle, sondern auch dessen praktische Seite in Erwägung ziehen.

Die Republikaner. Ganz gewiß. Sollen unsere gegenseitigen Prinzipien von der rationellen Seite erwogen werden, so schenken wir Ihnen die Kontroverse ganz.

Geheimrath. Wie? Sie wollen damit etwa behaupten, daß mein monarchisches Prinzip gar keine rationelle Seite habe?

Die Republikaner. Wir begnügen uns, Ihnen zu bemerken, daß Ihr Prinzip ein Glaubensprinzip ist. Sie sagen ja selbst, es knüpfe an die Gottheit an, und werden Sie es wagen, dem Göttlichen mit der Vernunft zu nah' treten zu wollen? Sie werden glauben, aber nicht

prüfen. Wenn Sie Ihrem König nicht mehr glauben, so ist er verloren, oder Sie sind es. Um übrigens auf Ihre Unterscheidung der rationellen und der praktischen Seite eines Prinzips zurückzukommen, so halten wir dafür, daß das rationellste auch das praktischste ist. Damit das Letztere sich erprobe, ist für das Erstere bloß der geeignete Boden nöthig. Daß die Vernunft in der Praxis Unvernunft sein sollte, kann eben nur ein Unvernünftiger glauben und behaupten.

Der Geheimrath. Jedenfalls aber muß die Vernunft sich bequemen, in der Praxis und durch die Praxis die Probe auf sich machen zu lassen.

Die Republikaner. Ohne Zweifel. Aber verlangen Sie nicht, daß die Probe günstig ausfalle, wenn in der Praxis die Unvernunft noch alle Elemente auf ihrer Seite hat. Versuchen Sie, in Rußland die Republik einzuführen, und die Republik wird durchfallen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß sie dort immer durchfallen werde, und daß man sie deßhalb nicht vorbereiten dürfe, weil sie nicht wie eine Minerva fertig in die Welt kommen kann. Man soll, sobald man dazu im Stande ist, sogar dann einen Versuch zu

ihrer Einführung machen, wenn man weiß, daß er verunglückt, denn ein richtiges Prinzip hat vor einem unrichtigen den großen Vorzug, daß sogar seine Niederlagen den Samen zu seinem Sieg ausstreuen. Sein Sieg ist entschieden, sobald es nur zum Kampf gelangt; es hat nur so lang keine Hoffnung, als es Friede hat. Mit dem Ihrigen ist es umgekehrt; seine Hoffnung ist dahin, sobald sein Frieden dahin ist.

Der Geheimrath. Ich merke, wo Sie hinaus wollen. Sie suchen Ihre Theorie nach den Schwächen Ihres Prinzips und nach den Blößen einzurichten, welche dessen praktische Ausführung in der Schweiz darbietet. Hier ist Kampf, wie Sie sagen, aber Kampf Aller gegen Alle. Ein solcher Kampf ist Anarchie und die Anarchie ist unvermeidlich, sobald ein leitendes Haupt fehlt, welches eine über den Gehorchenden erhabene Stellung einnimmt, denselben durch seine höhere Autorität imponirt und als ein von ihnen abgesondertes Wesen segnend und strafend in der geheimen Werkstätte ihres Schicksals waltet.

Die Republikaner. Wir laden Sie ein, mit nach Zürich zu reisen. Dort werden wir Ihnen den ersten Beamten des Kantons, welcher

jetzt zugleich Bundespräsident der Schweiz ist, jeden Abend in einem ordinären Bierhause zeigen, wie er mit den übrigen Gästen sich unterhält und seine Scherze macht, sie als Gleichgestellte behandelt und von ihnen als Gleichgestellter behandelt wird. Herrscht darum in Zürich Anarchie? Gehorcht deßhalb das Volk weniger der Obrigkeit? Wenn Sie in Zürich das Staatsoberhaupt mit den Bürgern öffentlich Bier trinken sehen, so werden Sie schwerlich daraus die Nothwendigkeit herleiten, daß das Ihrige mit seinen Günstlingen heimlich Champagner trinken müsse, namentlich aber, wenn man Ihnen zeigt, daß das Volk sich bei dem republikanischen Bier besser befindet, als bei dem royalistischen Champagner.

Der Geheimrath. Besser befindet? Sie werden sagen, dieß beziehe sich darauf, daß es mehr Mittel in Händen habe, seinen Willen geltend zu machen, daß es, was ihm Recht scheint, nicht von der Staatsgewalt Unrecht nennen, daß es sich nicht mit abschläglichen Bescheiden regieren lasse u. s. w. Das sind wieder Dinge, um die sich streiten läßt; aber wie steht es mit dem materiellen Theil, wie steht es mit der Verwaltung u. s. w.?

Die Republikaner. Sehen Sie sich nur um. Sie werden weit weniger Armuth und Unglück finden; Sie werden sehen, daß die Steuern geringer sind, als bei Ihnen, und daß die zahlenden Bürger weit weniger Lasten, weit mehr praktische Rechte und weit mehr wirkliche Vortheile haben, als die Ihrigen; Sie werden Alles wohlgeordnet oder doch die Mittel vorfinden, das Bessere einzuleiten. Wo die Freiheit besteht, das erkannte Gute praktisch geltend zu machen, da kann die praktische Wirklichkeit niemals sehr weit von der theoretischen Erkenntniß der Bürger differiren, während bei Ihnen die bessere Erkenntniß todt ist, weil die schlechtere die Mittel der Ausführung in Händen hat. Wir wissen sehr wohl, daß der Schweiz noch viel fehlt, um eine wirkliche Republik zu werden. Sie muß noch manche Rohheit ausstoßen, muß vom jesuitischen und diplomatischen Ausland emancipirt sein, muß die Bildung besser in's Volk treiben, muß sie unentgeldlich zum Gemeingut für Alle machen, muß vor allen Dingen die „sozialen" Elemente der Entwicklung in sich aufnehmen, welche die neueste Zeit so nachdrücklich hervorgezogen hat; aber alles Dieses —

Der Geheimrath. Sie wollen immer gleich auf klingende Theorien und Möglichkeiten der Zukunft hinaus. Ich halte mich an's Praktische und Nahliegende. Wenn es mit dem materiellen Wohl hier so vortrefflich gestellt ist, wie kommt es denn, daß ich — nicht wohlfeiler reise, als bei uns? Wie kommt es, daß man hier nicht billiger lebt, als bei uns?

Die Republikaner. Sie stellen sehr überraschende Fragen. Wir antworten: weil man bei Ihnen nicht so billig lebt, als man sollte. Kürzlich haben wir in einem schweizerischen Blatt nachweisen sehen, daß man bei Ihnen, wenn Sie Republikaner wären, weit billiger und besser leben würde, als man gegenwärtig lebt, und daß dieß auf das Leben in der Schweiz eine entsprechende Wirkung ausüben müßte. In materiellen Dingen ist die Wechselwirkung der Völker noch weit mächtiger und direkter, als in geistigen. Die kleine Schweiz mit ihren wenigen Hülfsmitteln muß außerdem materiell mit dafür büßen, daß ihre großen Nachbarstaaten keine Republiken sind. Das Geld, das Sie also hier mehr bezahlen, als Sie unter andern Verhältnissen bezahlen würden, bringen

Sie nicht der Schweiz, sondern — Ihrem Prinzip zum Opfer.

Geheimrath. Aber es beweis't ja doch die Geldgier, welche man hier überall antrifft, daß man vom Ueberfluß und der materiellen Zufriedenheit weit entfernt ist.

Die Republikaner. Die Schweizer sind von Natur sehr nüchternen und praktischen Verstandes und es wäre sehr gut, wenn sie sich etwas von der idealen Seite der Teutschen aneigneten; aber nüchtern und praktisch, wie sie einmal sind und im Zusammentreffen mit einer unergiebigen Natur vielleicht nicht anders werden konnten, richten sie ihr Streben mit Eifer auf die Mittel der Existenz, auf den Eigenthumserwerb. Sie sind auf diesem Wege raffinirt im Handel geworden, raffinirter, als man es ihrer äußern, händedrückenden Treuherzigkeit ansehen sollte. Aber selbst ihre Raffinirtheit binden sie an Regeln der Zuverlässigkeit und stecken ihr nicht so weite Grenzen, wie Andre. Sie suchen im Handel hohen Gewinn zu erlangen, aber sie suchen den Gewinn nicht ohne Handel, durch bloßen Betrug; sie spekuliren, aber sie stehlen nicht. Weil der Erwerb des Eigenthums ihr Höchstes ist, achten

sie es auch bei Andern. Und mit welchem Recht will man diesem Volk vorwerfen, was den andern in weit höherem Grade vorzuwerfen ist? Man hört so oft Leute, welche daheim entweder als Gewalthaber oder als Kapitalisten das arme Volk bis auf's Blut ausbeuten, in der Schweiz darüber klagen, daß man ihnen die Börse erleichtere. Diese Blutigel glauben Anspruch darauf machen zu können, daß ein Volk von Republikanern und Hirten mit romanhafter Uneigennützigkeit und kindlicher Hingebung ihnen entgegenkomme und sich von ihnen auslachen lasse! Seltsame Zumuthung! Die Schweiz ist gewöhnt, ihre Besucher, die in der Regel Ueberfluß an Geld haben, heute kommen und morgen wieder abreisen zu sehen. Wer kann sich wundern, unter solchen Umständen in der Schweiz zu erfahren, was er überall erfährt? Lasse man es doch die Schweizer nicht entgelten, daß die romantische Dummheit ihnen eine idyllische Unschuld und eine absurde Unnatur angedichtet hat.

Geheimrath. Sie erklären, was Sie erklären können. Ich aber bin der Meinung, daß, wenn ein Volk nicht in solcher Ungebundenheit lebt, alsdann auch nicht seine Natur sich so ausschließlich auf die materielle Seite werfen könne

und mehr Sinn für ideale Interessen behalten müsse.

Die Republikaner. Die idealen Interessen (von denen wir uns übrigens sehr verschiedene Vorstellungen machen) würden sich finden, wenn das Land größer wäre und nicht durch das Ausland abgehalten würde, eine politische Einheit zu bilden. Wie wollen Sie hohe Ansichten und umfassende Ideen sich entwickeln sehen in Staaten, welche nicht viel größer sind, als anderwärts die Gemeinden?

Geheimrath. Aber findet sich die Raffinirtheit, die Sie für den sozialen Verkehr zugaben, nicht auch in dem politischen, und kommt sie dort nicht auf Rechnung der Ungebundenheit?

Die Republikaner. Sie kommt wieder auf Rechnung der Kleinheit der Verhältnisse. Durch diese werden sich die Bürger unmittelbar auf den Leib gerückt, es entstehen häufig Kämpfe der Persönlichkeiten, wo in einem größern Staat Kämpfe der Sachen ausgefochten werden, die Schärfe der politischen Beobachtung wandelt sich um in die Spitze der persönlichen Auflaurerei, die Leidenschaften erhalten unaufhörlich Nahrung und suchen nach den Mitteln, sich geltend zu machen, wäh-

rend die öffentliche Meinung, die Kantonalzerstückelung mitmachend, ihre veredelnde und zum Großen erziehende Macht verliert. Dabei sind denn zugleich die historischen Antezedentien in Betracht zu ziehen. Einer unserer teutschen Freunde, der lang in der Schweiz gelebt hat, erklärte den Mangel an Ehre und Gesinnungsadel, der in den Kämpfen und dem Leben der Schweizer häufig nicht mit ihrer Freiheit im Verhältniß steht, zum Theil daraus, daß die Schweiz keinen Ritter-Adel, sondern nur Geldaristokratie gekannt habe. Diese Bemerkung hat ihr Richtiges. Der Adel war früher, wo er noch nicht als Träger der Unvernunft dastand, der Träger der Ehre und dieß Verdienst kann die Gerechtigkeit ihm nicht absprechen. Uebrigens wird die Schweiz es auch ohne Adel zur Ehre bringen, wenn die besprochenen Verhältnisse wegfallen, welche der Ehre durchaus feindlich sind.

Geheimrath. Von der Ehre der Schweizer können am Allerwenigsten die Teutschen hohe Begriffe haben, denn die Schweizer hassen und beeifersüchteln die Teutschen, während sie ihnen im geistigen Gebiet fast Alles zu verdanken haben, und beweisen ihnen die größte Perfidie, nachdem

sie dieselben benutzt und ausgebeutet. Werden Sie auch Das zu beschönigen wissen?

Die Republikaner. Nicht zu beschönigen, aber zu erklären. Die Kleinheit der Verhältnisse erzeugt nothwendig Eifersucht. In einer kleinen Stadt muß jeder Fremde zurückstehen, eben weil er fremd ist, und wagt er gar, sich auszuzeichnen, so ist er verloren. In einer großen Stadt wird ihm weder seine Fremdheit noch seine Auszeichnung übel vermerkt. Wie mit Städten, so ist es auch mit Staaten. Es gibt ein staatliches Philisterthum, wie es ein städtisches gibt. Die Schweizer betragen sich gegen die Fremden häufig roh und philisterhaft. Sie würden es nicht mehr thun, wenn sie durch die Verhältnisse von der Rohheit wie von der Philisterhaftigkeit emanzipirt würden. Die Verhältnisse aber haben sie, wie schon bemerkt, nicht allein in der Gewalt und was die Teutschen von den Schweizern zu leiden haben, das leiden sie zum Theil mittelbar — von ihren eignen, royalistischen Landsleuten. Die Hinweisung auf diese Quelle hat ihr doppelt Richtiges, erstens sofern das royalistische Ausland die Schweizer hindert, aus Kantonsphilistern Republikaner zu werden und zweitens, sofern die teutschen Roya-

listensklaven sich selbst den Kantonsphilistern verächtlich machen. Ein Franzose findet schon eine ganz andre Begegnung, wie ein Teutscher, weil er das Vorurtheil des freien Mannes für sich hat.

Geheimrath. Ich sehe wohl, es gibt gar keinen Vorwurf für die Schweizer, den Sie zugäben.

Die Republikaner. Viele, nur Ihnen nicht. Wir geben nicht zu, daß ein andres Volk an der Stelle der Schweizer besser sein würde, als sie sind, und wir geben nicht zu, daß die Vorwürfe, die man ihnen gewöhnlich macht, auf Rechnung des Volkes und seiner Freiheit kommen dürfen. Die Wurzel der Hauptübel, an welchen die Schweiz laborirt, haften allein im Auslande und namentlich in Teutschland. Die Schweizer aber verdienen, als Träger des freiesten Prinzips in Europa, daß man sich die Mühe nehme, ihre Fehler zu erklären, ehe man sie ihnen vorwirft, und besitzen von vornherein einen Vorzug, der alle ihre Fehler dem Auslande gegenüber aufwiegt.

Geheimrath. Und der wäre?

Die Republikaner. Sie sind eben Republikaner!

Geheimrath. Damit ist am Ende wieder nichts gesagt.

Die Republikaner. Und doch einstweilen Alles!

Geheimrath. Um Vergebung, sind Sie Schweizer?

Die Republikaner. Wir sind Teutsche!

Geheimrath. Postillon — (fällt in Ohnmacht.)

IV.

Der polnische Hannibal, am Wasserfall bei Schaffhausen.

Ich und die Meinigen hatten weiblichen Besuch aus Teutschland bekommen. Die Besuchenden wünschten ihren Rückweg über Schaffhausen zu nehmen und veranlaßten mich, sie bis dahin zu begleiten. Die Gelegenheit, den berühmten Wassersturz zu sehen, ließ ich nicht unbenutzt und reis'te mit. Als wir eine kurze Strecke gefahren waren, kam das teutsche Vaterland in die Queere und warf sich in den Weg. Der Zufall brachte uns nämlich auf die Entdeckung, daß die Straße, welche über Eglisau nach Schaffhausen führt, das badische Gebiet durchschneidet. Wo aber teutscher Boden ist, da ist auch teutsche Polizei, und was das zu bedeuten hat, weiß Jeder, der tugendhaft genug

war, es mit ihr zu verderben. Ganz abgesehen von dem Stolz, welcher es verschmähen muß, Vergnügens halber sich durch ein „Vaterland“ zu stehlen, das man nicht offen betreten darf, muß schon die Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung namentlich einem Teutschen in solchem Fall die größte Vorsicht und Zurückhaltung empfehlen. Der schmale Streifen teutschen Landes, welcher sich zwischen den Kanton Zürich und Schaffhausen hereindrängt, mag zwar keinen Anspruch auf die gewöhnliche Sorgfalt der polizeilichen Bewachung haben; aber ein Risiko war es immer, ihn zu passiren, und ich kenne keinen thörichteren Muth, als den, sich den übermächtigen Fängen der Polizei auszusetzen, wo es nicht gilt, um eines ernsten Zweckes willen ein Zusammentreffen mit ihr zu entriren. Vollends der teutschen d. i. der preußischen Polizei! Gehörte die Spitze des Chimborasso zu den teutschen d. i. preußischen Bundesstaaten, ich würde nicht daran verzweifeln, dort Steckbrief und Signalement vorzufinden. Ich glaube meine Leute durch und durch zu kennen und setze mich lieber jeder andern Gefahr aus, als der Gefahr, meinen Leuten einen Triumph darüber zu bereiten, daß ich sie nicht genug ge-

kannt habe. Ueberdieß traue ich mir so lange eine große polizeiliche Bedeutung zu, als ich dieselbe an der Angst meiner Gegner zu messen Gelegenheit habe. Sobald die preußische Regierung Preßfreiheit gewährt und nicht mehr wegen einer einzelnen Broschüre sämmtliche Bundesstaaten in Bewegung zu setzen braucht, werde ich ohne Angst ihr Gebiet d. i. das teutsche Gebiet betreten; bis dahin habe ich Furcht vor der — Furcht Anderer. Die Furcht der Gewalt und die polizeiliche Dienstfertigk.it der teutschen Natur, das sind Feindinnen, denen sich ohne Vorsicht bloßzustellen nur ein leichtsinniger Thor für Muth erklären kann. Alle diese Rücksichten so wie die Lamentationen meiner weiblichen Begleitung, welche buchstäblich Bauchgrimmen vor Angst bekam, als sie mich noch unschlüssig sah, bewogen uns, von der eingeschlagenen Straße abzulenken und den Weg über Winterthur zu wählen. Die Gegend, welche wir passirten, ist im Ganzen nicht übel, wenn man aber an die schöne Umgebung Zürichs und an den Anblick der Alpen gewöhnt ist, so würdigt man ein gewöhnliches Wald- und Hügelland kaum mehr eines Anblicks. Winterthur ist ein etwas alterthümliches, wenig belebtes Städtchen in einer anmuthigen, mit Wein-

reben reich bepflanzten Gebirgsgegend. Es liefert in seinen Umgebungen die besten Weine der nördlichen Schweiz, besonders den Neftebacher u. s. w., Weine, die durch ihren eigenthümlichen Geschmack und ihr Feuer auf überraschende Weise an Spanien erinnern. Der Neftebacher hat die auffallendste Aehnlichkeit mit Maderawein.

Auf dem Weg über Winterthur thut man am Besten, nicht direkt nach Schaffhausen zu gehen, sondern vorher links abzubiegen und an dem Wasserfall überzusetzen. Wir ließen uns ebenfalls direkt nach dem Rheinfall fahren, welcher eine halbe Stunde tiefer liegt als Schaffhausen. Ich hatte mir diesen Wasserfall als sehr großartig gedacht und bildete mir ein, man werde stundenweit durch das Brausen des Flusses von seiner Nähe unterrichtet. Ich hatte Leute gesprochen, die ganz in Ekstase geriethen, wenn sie von dem Rheinfall sprachen, die dort auf die Knie gesunken waren und in dem Schauspiel Gott den Herrn leibhaftig gesehen und gehört hatten. Solche übertriebene, kindische Vorstellungen muß man zu Hause lassen, selbst wenn man ein frommer Christ ist. Wir hörten von dem Wasserfall nicht eher etwas, als bis wir ihm auf einige Minuten nah gekom-

men waren. Dort führt der Weg durch ein Gehölz steil den Berg hinab nach einem, als moderne Ruine aufgeführten, einem Maler zugehörigen Hause, aus welchem man unter sich den Rhein seinen berühmten Sprung thun sieht. Man erlegt dafür à Person einen französischen Franken, denn die schöne Natur läßt sich ihren Anblick bezahlen, wo sie kann. Besagter Maler hat den Wasserfall auf der linken Seite des Flusses der Art umbaut und verpallisadirt, daß er, wenn es ihm einfiele, das Schauspiel völlig schließen könnte. Schade, daß er den Strom nicht durch seine Burg leiten kann, er würde sonst zu seinem Kunst- und Souvenir-Laden noch eine Gastwirthschaft errichten, so daß man den Wasserfall neben der table d'hôte hätte. In seinem Garten hat er Brüstungen erbaut, auf welchen man senkrecht in das tobende Wassergewühl hinabsieht und von dem umherstiebenden Schaum, welcher bei Sonnenschein einen stetigen Regenbogen bildet, benetzt wird. Der Mühe werth ist dieser Anblick allerdings; die Wassermassen des Rheins, welcher dort noch eine schöne grüne Farbe und eine krystallene Durchsichtigkeit hat, wälzen sich in ewiger Reproduktion wie ein Walzwerk hinab und verwandeln sich

plötzlich in mächtige, wallende Schaumbüschel, welche in demselben Augenblick wieder vergehen, wo sie sich bilden, und sich wieder bilden, wo sie zergehen. Durch zwei, kaum haushoch aus dem Wasser hervorragende Felskegel wird der Sturz der Breite nach getheilt, welche etwa hundert Schritte betragen mag. Die Höhe des Falles ist unbedeutend, man kann ihn nicht einmal haushoch nennen. Das ist der ganze berühmte Wasserfall. Unterhalb desselben bildet der Rhein ein wallendes Becken, aus welchem er dann in sich selbst gewaschen und beruhigt nach Teutschland eilt. Er scheint sich die Stelle seines Falles von der republikanischen Höhe herab in der Nähe der teutschen Grenze gewählt zu haben, um dort, in sich selbst zergehend, eine andre Beschaffenheit, gleichsam ein neues Signalement anzunehmen, damit man ihn durch die Lande der Loyalität ruhig passiren lasse. Ich wünschte ihm glückliche Reise und war froh, daß ich seinem Beispiel nicht zu folgen brauchte.

Den Eindruck des Großartigen macht also der Rheinfall bei Schaffhausen eigentlich nicht, zumal wenn man nach der rechten Seite des Flusses übersetzt, wo er sogar einer Fabrik einen Theil

seiner Kraft zum Treiben der Räder hergeben muß. Eine einzige Woge der See, vom Sturm herangetrieben, hat in meinen Augen mehr Imponirendes, als der ganze Rheinfall. Seine Umgegend so wie die Lage von Schaffhausen ist übrigens recht hübsch, und wenn die Schweiz auch tausend interessantere Punkte bieten mag, so würde ich doch Niemanden abrathen, dem Rheinfall einen Besuch abzustatten, wenn er nach dem Lande der Berge reis't.

Als meine weibliche Begleitung die Rückreise nach dem gelobten Lande der Polizei angetreten hatte, beschloß ich, in der Nähe des Wasserfalls noch eine Weile durch die Umgegend umherzuschlendern, wozu der freundliche Herbstabend besonders einlud. Dort hatte ich ein seltsames Renkontre, woran ich wahrlich in dieser Gegend nicht gedacht hatte. Bei einem erhöhten, mit Gebüsch gekrönten Punkt angelangt, wurde ich plötzlich durch den Ton einer Harfe und den Gesang einer sonoren Männerstimme überrascht, welche das benachbarte Brausen des Stroms übertönte. Ich blieb stehen, um zu lauschen, und hörte folgendes Lied zur Harfe singen:

„Schön muß es sein, ein Vaterland zu haben,
An seinem Ruhm sich, seinem Glück zu laben,
Sich seinem Ruhm und seinem Glück zu weih'n
Und seiner Freiheit Schirm und Hort zu sein!

Mein Vaterland lebt nur in der Geschichte
Und seine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich nur zum Spott genannt,
Denn nur der Freie hat ein Vaterland.

Rinnt, herbe Thränen, in des Bartes Haare,
Ein sterbend Vaterland auf blut'ger Bahre
Liegt Polen da, der weiße Adler schwebt
Um's Grab, das tief der Moskowiter gräbt.

Verwais't durch fremde Lande muß ich klagen,
Den Heimathschmerz durch alle Zonen tragen,
Dem Bann des Siegers und dem Mitleid preis
Durchirr' ich ruhelos der Erde Kreis.

Trost suchend floh ich in die freien Lande
Am Missisippi- und Oheiostrande;
Trost fand ich nicht: nur Trauer, Grimm und Scham
War mein Gefühl, wenn ich zu Freien kam.

Dann sucht' ich Trost, wo keine Freiheit wohnte,
Wo Druck und Haß der Männertugend lohnte,
Doch doppelt herb ward Trauer, Grimm und Scham,
Wenn Polen gleich kein Land an Unglück kam.

Dann wollt' ich kehren zu der Väter Herde,
Mich fesseln lassen auf der heim'schen Erde,
Freiwillig steigen in des Kerkers Gruft,
Zu athmen nur die vaterländ'sche Luft;

Doch ach! selbst diesen Trost durft' ich nicht hoffen,
Für mich ist selbst kein heim'scher Kerker offen,
Für Freiheit selbst ist Polens Luft nicht feil:
Sibirien nur, Sibirien nur mein Heil!

O Polen! Könnt' ich meine müden Glieder
Nur legen einst in dir zur Ruhe nieder!
Dem Todten selbst winkt keine Wiederkehr,
Kein Grab hat Polen zu vergeben mehr.

Grausamer Schmerz, der meinen Muth verklaget,
Niemüder Wurm, der mir am Leben naget,
Niesatter Geier, der mein Herz verschlingt —
Mein Polen hin! Kein Gott, der's wiederbringt!

Mein Vaterland lebt nur in der Geschichte
Und seine Freiheit nur in dem Gedichte,
Ein Pole werd' ich noch zum Spott genannt:
Ach! nur der Freie hat ein Vaterland!"

Als das Lied mit seiner gewaltigen Melodie zu Ende war, schwieg der Sänger und seine Harfe. Der Gesang hatte mich sehr ergriffen, und, wie es schien, den nicht minder, von welchem er herrührte. Es entstand eine feierliche Pause, ausgefüllt nur von dem ewigen Brausen des Stroms, der als versinnlichter Strom der Geschichte vor meiner Seele vorüberstürmte, Staaten und Völker, Leiden und Schicksale unaufhaltsam in seinen Sturz hinabwälzend. Als das Schweigen einige Minuten gewährt hatte, begann die Harfe wieder zu klimpern, keck und lebendig, als leihe sie ihre Töne einer wieder auflebenden, sich ermannenden Seele, dann heftig und stürmend, als kündige sie einen Ausbruch des Zornes und der Thatenlust an; endlich vereinigte sich wieder die Stimme des Sängers mit der ihrigen und ergoß sich trotzigen Ton's in folgende Worte:

„Polen ist noch nicht vergessen
Und verloren war es nie;
Auf, zum Lande der Tscherkessen,
Rettet Polen, rettend sie!

Liegt auch Polens Arm in Banden,
Ist Tscherkessiens Faust doch frei!
D'rum herbei aus allen Landen,
Russenfeinde, stürmt herbei!

Mit dem Blute der Barbaren
Löschet eures Hasses Glut;
In der Schlacht nur läßt sich paaren
Polenblut und Russenblut.

Ruhe bieten und versöhnen
Kann uns diese Welt nicht mehr,
Bis wir mit des Sturmes Dröhnen
Brachen die Tyrannenwehr;

Bis der letzte Wurf gerichtet
Ueber uns mit Weib und Kind,
Bis wir unsern Feind vernichtet,
Oder selbst vernichtet sind.

Auf, ihr Rächer, auf, ihr Freunde!
Nach den Höh'n des Kaukasus!
Dort ist's, wo das Herz der Feinde
Unsre Rache suchen muß.

Durch den Wall der Sklavenleichen
Brecht euch Bahn zum Vaterland,
Bis auch dort des Feindes Weichen
Packt die Rache, neu entbrannt;

Bis zerhau'n er mit der Knute
Unter unsern Fersen liegt
Und mit seinem gift'gen Blute
Unsrer Leiden Quell versiegt.

Dann vom Kuban bis zum Ende
Polens reißt die Kett' entzwei,
Die gestreckt Europens Hände
Fesselt an die Tyrannei."

Die Aufeinanderfolge dieser beiden Lieder, welche trotz ihrer verschiedenartigen Auffassung eines und desselben Gegenstandes einer und derselben Gesinnung entsprungen zu sein schienen, ließ die Absicht erkennen, das Gemüth zuerst

recht trostlos hinabzustimmen, um es dann um so kühner zu erheben, zuerst den Schmerz und dann den Zorn, zuerst die Verzweiflung und dann den Muth aufzuregen. Diesen Zweck fühlte ich in dem Eindruck, den der Gesang auf mein Gemüth gemacht hatte, vollkommen erreicht. Je mehr mich derselbe aber aufgeregt, um so begieriger war ich geworden, die räthselhafte Person kennen zu lernen, welche sich mit einer Harfe in die Umgebungen des brausenden Rheinfalls verirrte, um Polenlieder zu singen. Natürlich vermuthete ich einen Polen in ihr; nach einer kleinen Pause hörte ich sie indeß reden und zwar meine Muttersprache. Eine Knabenstimme antwortete ihr. Ferneren Gesang hatte ich allem Anscheine nach nicht mehr zu erwarten; ich beschloß daher, mich mit dem Sänger bekannt zu machen und stieg den Hügel hinan.

Oben angelangt, sah ich einen schönen Mann von etwa sechs und dreißig Jahren auf einer Bank sitzen; neben ihm saß ein Knabe, etwa vierzehn Jahre alt, dessen Aeußeres ich auf den ersten Blick wenig beachtete. Sein Vater, denn als solchen sah ich den schönen Mann an, machte mich durch sein Aeußeres stutzen. Schwarzes Haar

von mittlerer Länge umkränzte seine hohe Stirne; in dem blassen Gesicht, dessen untern Theil ein schwarzer Bart einfaßte, glühten ein Paar große, dunkle Augen, aus welchen ein schwärmerisches Feuer, noch mehr aber eine entschlossene Festigkeit sprach. Um den sprechenden Mund lag ein Zug schmerzlicher Bitterkeit, als Ausdruck einer edlen Seele, deren Leidenschaft für das Höhere durch langen und vergeblichen Kampf erprobt war. So stellte sich mir das Bild des Mannes auf den ersten Anblick als ein sehr interessantes und ungewöhnliches dar.

Ich grüßte und redete ihn an. Sie werden, sprach ich, es mir nicht übel deuten, wenn ich, durch den Zufall zum Zuhörer Ihres Gesanges gemacht, ein Interesse daran finde, auch die Bekanntschaft des Sängers zu machen.

Er blickte mich einige Augenblicke forschend an, als sei er zweifelhaft über die Absicht, die mich zu ihm führte. Dann sagte er: „Das Interesse kann ein gegenseitiges werden. Sie sind ein Teutscher?"

Ja.

„So sind wir, was die Abstammung betrifft, Landsleute." Auf die „Abstammung" legte

er einen besondern Ton, als wolle er andeuten, daß mit der Gemeinsamkeit derselben eine große Verschiedenartigkeit in andern Dingen verbunden sein könne.

Um seine Zweifel in dieser Hinsicht zu heben, erwiederte ich: und in Bezug auf die Gesinnung sind wir es auch, wenn ich auf die Ihrige einen Schluß von Ihrem Gesang ziehen darf.

Diese Erklärung führte zu weitern. Wir sprachen über Dieß und Jenes, zuletzt über unsere persönlichen Verhältnisse. „Ich werde in Ihren Augen, bemerkte der Fremde endlich, eine romantische Erscheinung gewesen sein, und über die Romantik denken nicht alle Leute gleich. Ich meinerseits lache sehr häufig über die Romantik, obschon ich so romantisch mit einer Harfe durch die Welt umherziehe; aber unsere Welt hat es auch zu einer zeitgemäßen Romantik gebracht, die ich die politische nennen mögte, und diese kultivire ich, freiwillig oder gezwungen.“

Auffallender Weise sind wir auch in diesem Punkt Schicksalsgenossen. Ich befleißige mich ebenfalls seit einiger Zeit der politischen Romantik, als deren Schöpferinn ich die Polizei ansehe.

„Welche Bewandtniß es mit meiner politi-

schen Romantik hat, sagte der Fremde, würde ich Ihnen gern auseinandersetzen, wenn ich Ihrer Geduld versichert wäre, denn meine Erzählung müßte ziemlich lang ausfallen."

Ich beruhigte ihn in Bezug auf meine Geduld vollkommen, worauf er seine Harfe an einen Baum stellte, den Knaben bat, uns einige Minuten allein zu lassen, und mir Folgendes erzählte:

„Vor dem Ausbruch der polnischen Revolution studirte ich noch in Berlin. Dort lernte ich einen jungen Polen kennen, der ebenfalls zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung die Berliner Universität besuchte. Begütert und schon verheirathet, beabsichtigte er nicht, sich zu einer amtlichen oder derartigen Stellung den Weg zu bahnen; er studirte bloß aus Interesse an den Wissenschaften und um sich zu einem Mann zu befähigen, der einst seinem Vaterlande durch eine freie Thätigkeit von Nutzen sein könnte. Er besaß viel Talent, eine feurige Gesinnung und eine schwärmerische Freiheitsliebe. Unsre Bekanntschaft wurde sehr bald zur intimsten Freundschaft, an welcher seine Frau, als Dritte im Bunde, sich auf das Lebhafteste betheiligte. Diese Frau! Ein herr-

licheres Weib hat nie die Erde betreten. Was wissen Sie, wenn ich Ihnen sage, das sie edel und geistreich, daß sie kühn und feurig, daß sie schön und bezaubernd war? Malen Sie sich ihr Bild beliebig aus, Sie erreichen die Wirklichkeit nie. Sie stammte durch ihren Vater aus Frankreich her und hieß Luise; mein Freund hieß Stanislaus.

„Stanislaus stand mit den polnischen Vereinen, welche die Revolution vorbereiteten, in beständiger Korrespondenz und weihte auch mich in diese geheime Bewegung ein. Wir entwarfen für Polens Freiheit tausend Plane und schwärmten in der schönsten Zukunft. Luise war nicht weniger davon erfüllt, als wir. Als die Bewegung der Gemüther in Warschau so weit gediehen war, daß sie Thaten verkündete, beschlossen wir alle drei, nach Polen zu gehen. In Warschau wurde ich sehr bald mit den Patrioten bekannt und nahm gleich meinem Freunde an ihrer Thätigkeit den lebendigsten Antheil. Das Gewitter zog sich immer dichter zusammen und brach endlich los. Welche Thätigkeit wir dabei entwickelten, in welcher Erregung wir waren — ich kann es nicht beschreiben. Noch weniger aber kann ich Ihnen

ein Bild entwerfen von der begeisterten Erregtheit Luisen's, dieses großartigen Weibes, das unwiderstehlich zu großen Entschlüssen und Thaten hingedrängt zu werden schien. Die Lebhaftigkeit der Französinn mit dem Heroismus der Polinn in sich vereinigend, setzte sie Männer und Weiber in Flammen, riß die Unschlüssigen mit fort, erfüllte die Zaghaften mit Muth und war die revolutionaire Seele des Kreises zu nennen, in welchem wir uns bewegten. Ihr Zustand — sie war hochschwanger — hielt sie nicht zurück; sie dachte nur an die Freiheit Polens und an die Rolle, welche ihrem Stanislaus von der heranrückenden schönern Zeit zugedacht werden würde.

„Das Schwert wurde gezogen und Stanislaus und ich nahmen es gleichfalls zur Hand. Luise wäre mitgezogen, wenn ihr Zustand es nicht unmöglich gemacht hätte. Sie kennen die Geschichte des Blutes, das damals vergebens vergossen wurde. Ich erhielt eine Wunde und mußte nach Warschau zurück. Stanislaus blieb im Felde und übertrug mir die Beschützung seines Weibes, das seine Niederkunft erwartete. Unglückliche Botschaften und diese Niederkunft trafen zusam-

men. Luise gebar einen Knaben und war nach der Geburt — wahnsinnig geworden!

„Denken Sie sich das Fürchterliche unserer Lage. Stanislaus — ich lernte ihn bei dieser Gelegenheit als einen großen Menschen kennen — hatte sich durch die schreckliche Nachricht von dem Unglück seines so leidenschaftlich geliebten Weibes nicht wankend machen lassen in der Erfüllung der Pflicht, die er gegen die Freiheit übernommen. Er blieb bei dem Heer und ließ mir sagen, daß er aus meiner Sorge für Luise alle Beruhigung nehme, die ihm seine persönliche Anwesenheit nur verschaffen könnte. Meine Wunde war beinah geheilt und ich that das Meinige, um seinem Vertrauen zu entsprechen. Fürchterliche Aufgabe! Wie durch einen Druck das Spiel eines Instrumentes sich ändert, so war die Seele Luisens, dieses schrecklich reizenden Weibes, durch den Wahnsinn in eine völlig andere Welt der Anschauung gerückt. Ihre Theilnahme für Polen war dieselbe geblieben und in ihrer wilden Phantasie spiegelte sich das Schicksal ihres Vaterlandes in tausend wunderbaren Bildern ab; aber wer war es, vor dessen Blick sie diese Bilder entfaltete? War es ihr Stanislaus? Sie kannte

ihn nicht mehr und hielt mich für ihren Gatten! Ich weiß nicht, ob es der Freund oder der Mann in mir war, der die größte Probe zu bestehen hatte, aber es war mir eine Aufgabe voll höllischer und himmlischer Qual zugleich, von diesem Weibe mit dem Namen meines Freundes angerufen, von ihren Küssen bedeckt, von ihren Umarmungen umschlungen, von ihrer Leidenschaft der — Kälte beschuldigt zu werden, diese Leidenschaft erwiedern zu müssen, ohne ihr zu erliegen, sie doch nicht zu erwiedern und ihr auch nicht entfliehen zu können. Sie werden sich mit mir wundern, daß dieses Weib, dessen wahnsinnige Zärtlichkeit mich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite ließ, mich in solcher unerhörten Lage nicht ebenfalls wahnsinnig machte. Denken Sie sich, wie sie mit flammendem Blick, mit einer unheimlichen Wuth der Freude mir ihren Säugling darreicht und mich auffordert, meinen Sohn zu herzen!

„Ich habe die Probe bestanden, hatte sie noch lang zu bestehen und außer ihr noch andere. Stanislaus bestand keine leichtere. Er sah Polen unter den Streichen der Petersburger Henker dahinsinken, er stand dem sinkenden bei bis zum letz-

ten Augenblick, er kam fliehend in sein Haus zurück und sein Weib kannte ihn nicht mehr und umschlang nur den Hals seines Freundes! Wäre ich ein Romanschreiber, ich könnte Bände voll schreiben über die Situationen, in welche wir vier, Stanislaus, sein Weib, sein Sohn und ich durch den Fall Polens und den Wahnsinn Luisens gebracht wurden.

„Doch wir hatten erst das Vorspiel des Drama's erlebt, in welchem uns so schreckliche Rollen zugetheilt waren. Alle Hoffnung lag zu Boden, die barbarischen Sieger drangen auf blutiger Bahn immer weiter vor und es galt nur noch, sich vor ihrer Henkerfaust zu retten. Verrath und Gefahr belauerten alle Wege. Stanislaus packte seine werthvollsten Habseligkeiten zusammen und wir mußten mit seiner Familie die Flucht versuchen. Wo die Schurkerei triumphirt, ist die Tugend nur unter den Kleidern der Schurken sicher. Ich verkleidete mich als russischer Oberst, Stanislaus wurde mein Bedienter; so brachten wir Luise mit ihrem Kind in einen Wagen und eilten der preußischen Grenze zu. Die Wahnsinnige nannte meine Kleidung einen Ballanzug und freute sich kindisch auf den Ball, dem sie

entgegenreiſ'te. Wir erreichten glücklich das preußiſche Gebiet, jedoch auch dort war die Verfolgung ſchon geſchäftig. Die Gefahr und der Zuſtand Luiſens, welcher durchaus Ruhe in einem ſichern Zufluchtsort und Entfernung aus den bisherigen Umgebungen erheiſchte, trieb uns nach der Nordſee, wo wir ſogleich ein Schiff beſtiegen um nach Amerika überzuſetzen.

„Die Anker wurden gelichtet und die See lag vor uns; hinter uns das ſterbende Polen, wo jetzt der Henker aus den Trümmern unſerer Hoffnungen mit Muße ſeine blutigen Trophäen errichtete. Hätten wir das unglückliche Land gleich unſern Kleinodien flüchten, hätten wir es mitnehmen, ja hätten wir es vernichten können! Aber es mit unſern gefangenen Freunden zurücklaſſen zu müſſen in der Gewalt des Verfolgers, zu ſehen, wie er mit hölliſcher Wonne das Werk der Marterung an ihm beginnt, wie er ſich blutſaugend auf den Nacken des wehrloſen Opfers lagert, wie er das zuckende unter ſeinen Klauen zum Fraße zubereitet, wie er ſeine tyranniſche Beſtialität an dem zubereiteten ſättigt, — dann das Herz des verſchlungenen noch unter den Weichen des Ungeheuers klopſen zu ſehn, leiſe

und immer leiser, zu denken seinen allmäligen Tod und hinter dem Tod nichts als die scheußliche, gesicherte Mast des viehischen Ueberwinders mit dem Blut und Glück eines vernichteten Volkes, — dies Alles zu sehen und zu denken und fern zu stehen, und keinen Blitz der Rache in der Hand zu haben, um das Scheusal zu vernichten, und mit dem Fuß zu stampfen, ohne das Angesicht des Todfeindes darunter zu sehen, und ohnmächtig mit den Zähnen zu knirschen, ohne ihn zerreißen zu können — — verzeihen Sie meine Aufregung, aber jene Lage war gräßlich, sie war es auch ohne den Wahnsinn der unglücklichen Luise!

„Luise! Ich werde sie sogleich noch einmal nennen und dann ist sie — beseitigt. Unsere Fahrt ging Anfangs gut und rasch von Statten und wir begannen uns allmälig zu beruhigen, so weit es unter solchen Umständen möglich war. Wir hofften in einigen Tagen die Küste von Nord-Amerika zu erblicken; da ändert sich der Wind, der Himmel verdüstert sich und es überfällt uns ein Sturm. Das Meer wird wild und immer wilder, der Sturm wüthend und immer wüthender. Zwei Tage und zwei Nächte lang umheult er uns ununterbrochen und schleudert das schwache

Schiff umher, als dürfe er nicht ruhen, bis er es vernichtet habe. Sein Werk gelang. Die furchtbaren Schläge der Wellen trieben die Fugen am vordern Kiel allmälig aus einander und das verbrauchte Schiff wurde leck; der Kapitän verwendete umsonst alle Kräfte der Mannschaft an den Pumpen: es sank und sank immer tiefer. Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute und Alles machte sich gefaßt auf den plötzlichen Untergang. Luise war, seit der Sturm wehte, in einer seltsamen, stillen, nachdenklichen Aufregung gewesen; Stanislaus und ich bewachten sie mit ängstlicher Sorge und suchten sie mit ihrem Kinde unter dem Verdeck und im Bette zu halten. Als die Gefahr des Untergangs herannahte, waren wir genöthigt, sie heraufzubringen, um die Möglichkeit zu ihrer Rettung, wenn sich irgend eine solche darbieten sollte, sofort benutzen zu können. Stanislaus harrte am Eingang zur Kajüte, während ich hinabeilte, um sein theures Weib und ihren Säugling zu holen. Doch kaum bin ich unten an der Treppe angelangt, als sie mir mit aufgelöstem Haar, ihr Kind auf dem Arm, entgegenstürzt und hinaufeilt. „Stanislaus, Stanislaus, rette dein Kind!“ Dies rief sie mit einem markdurchdringenden Ton und

klammerte sich an den Hals ihres Gatten. Die gewaltige Aufregung des Elements hatte ihre Seele wieder in die alten Fugen gerückt, sie hatte plötzlich ihre Besinnung zurückerhalten und erkannte vor dem Untergang ihren Stanislaus wieder. In diesem Augenblick fühle ich das Schiff sich auf die Seite werfen, ein gewaltiges Dröhnen durchfährt es vom einen Ende bis zum andern und ein mächtiger Wasserguß stürzt sich durch den Eingang in die Kajüte. Fast athemlos unter demselben geworden und kaum noch meiner Sinne mächtig, erreiche ich mit größter Anstrengung die Treppe wieder und arbeite mich hinauf — Luise und Stanislaus waren verschwunden! Eine furchtbare Welle war über das Schiff gestürzt und hatte sie mit sich hinabgerissen in den Abgrund. Vergebliches Schauen, vergebliches Besinnen! Sie sind verloren, sie sind dahin für immer und das Brausen der Wogen und das Heulen des Windes tobt wüthend über ihr Grab.

„Ich war wie erstarrt und hielt mich mit Mühe an die Umschanzung des Kajüteneingangs. Da höre ich hinter mir das ängstliche Geschrei eines Kindes. Es war Luisens Sohn. Als die Welle sich über sie stürzte, hatte ein Matrose, der

sich gefahrenkundig an ein Seil geklammert hielt, mit kräftiger Faust nach ihr gegriffen, um sie zu retten, aber die heftige Schwankung des Schiffs überlieferte sie zu schnell der Gewalt der Sturzwelle und die rettende Matrosenhand ergriff nur den dargereichten Säugling.

„Kaum hatte ich das Kind von dem Matrosen übernommen, als ich die Mannschaft in aller Hast nach der Seite des Schiffs eilen und unter lautem Geschrei in das hinabgelassene Boot stürzen sah. Mich rasch besinnend stürze ich ihnen nach und gelange, mit der einen Hand das Kind, mit der andern ein Tau festhaltend, glücklich in das Boot, das in dem Drang der Wellen heftig auf- und niederfuhr. In dem Augenblick, wo ich mich hineinwerfe, wird es abgestoßen und von den Wellen erfaßt. Kaum hat es sich eine kleine Strecke entfernt, so beginnt das Schiff, dessen Bord nur noch ein Paar Fuß das Wasser überragt, gewaltig zu schwanken und schießt dann, die hohen Masten pfeilschnell nachziehend, plötzlich in die Tiefe, von einem ungeheuren Wogenschwall überstürzt.

„Unsere Lage war entsetzlich. Die Rettung in dem kleinen Boot, das furchtbar umhergeschleu-

dert wurde und jeden Augenblick von einem Wassersturz begraben werden konnte, schien nur durch ein Wunder möglich zu sein. Ich hatte alle meine Kräfte aufzubieten, um das schreiende Kind auf dem Arm zu halten und mit der andern Hand mich an das Bord des schwankenden Bootes festzuklammern. Die Geschicklichkeit des Kapitäns, welcher auf bewundernswerthe Weise durch Steuern und Rudern den Sturzwellen auszuweichen wußte, rettete uns. Es währte nicht lange, so legte sich der Sturm, und am folgenden Morgen, nach einer angstvollen Nacht, erblickten wir ein amerikanisches Schiff, welchem wir zuruderten. Wir wurden freundlich aufgenommen und rechneten uns nun wieder zu den Lebenden.

„Mein Kind — ich mußte von jetzt ab das elternlose so nennen — war durch Schreien und Hunger so erschöpft, daß ich fast an seiner Rettung verzweifelte. Dennoch gelang sie mir durch sorgsame Pflege, und nach einigen Tagen, als wir zu New-York einliefen, hatte es sich völlig erholt. Ich gab ihm eine Wärterinn und hatte die Freude, es von Tag zu Tag herrlicher gedeihen zu sehen. Ihm hatte ich jetzt meine Liebe und meine Thätigkeit allein zu weihen.

„Meine Mittel bestanden nur in einer mitgenommenen Börse und dem Ertrag einiger Juwelen. Auch hatte ich von Hause nichts zu erwarten, da meine Eltern verstorben waren. Ich verlegte mich daher auf Unterricht in Sprachen und Musik und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß ich Ersparnisse für die Erziehung des Kleinen zurücklegen konnte. Er wuchs heran und entwickelte sich immer erfreulicher. Er legte eine Genialität des Geistes und eine Energie des Charakters an den Tag, die mich an dem Knaben oft in Erstaunen setzten. Der Glaube, daß er für große Dinge bestimmt sein könne, befestigte sich immer mehr in mir und ich berechnete hiernach seine Erziehung. Soll ich Ihnen sagen, was ich aus ihm zu machen gedenke? Einen Rächer seines Vaterlandes! Ich habe meine Mußestunden benutzt, um erst mich selbst und dann ihn in Allem zu unterrichten, was ihm für seine einstige Aufgabe von Nutzen sein kann. Er versteht außer andern Sprachen Russisch und Polnisch, er kennt die Geschichte Rußlands und Polens im Detail, und über die Kriegswissenschaften hat er schon einen vollständigen Ueberblick. Den meisten Unterricht aber hat er im Russenhaß erhalten

und dieser Unterricht ist so trefflich bei ihm angeschlagen, daß das Feuer des Hasses sein junges Leben verzehren würde, wenn ich es nicht überwachte.

„Als der Knabe mehr heranwuchs, hielt ich es für nöthig, ihn die Welt und die Menschen kennen zu lehren. In seiner Begleitung durchzog ich als Konzertgeber mit meiner Harfe das ganze Nordamerika. Mit der Aufgabe, ihm die Welt und das freieste Land derselben zu zeigen, suchte ich aber zugleich eine andere zu vereinigen. Ich dichtete und sang Polenlieder, um unter den Völkern die Sympathie für Polen und den Haß gegen die Petersburger Tyrannei nicht einschlafen zu lassen. Daß meine Propaganda nicht erfolglos gewesen ist, davon habe ich sprechende Beweise; und ich hoffe, sie wird auch da wirken, wo die Mitschuldigen an dem Morde Polens noch immer sklavische Söldlinge gegen das unglückliche Volk bewaffnen. Als ich Nordamerika durchzogen hatte, wandte ich mich nach England, von wo ich wieder auf den Kontinent gekommen bin, um meine begonnene Rolle weiter zu spielen, und so haben denn auch Sie mich hier in meinem Beruf, bei der Einübung neuer Lieder angetroffen.

„Jetzt kennen Sie den Inhalt meiner poli-

tischen Romantik. Ich weiß, daß Ihnen dabei manche Bedenken aufstoßen können. Sie werden sagen, es verlohne sich auf einem höhern Standpunkt der Mühe nicht, sich für ein Volk zu begeistern, das in Unwissenheit versunken, das in der Hand des Adels und der Pfaffen sei und in dieser Versunkenheit hinlängliche Beweise seines politischen Unverstandes gegeben habe. Ich will zugeben, daß dieß richtig, und daß der Heroismus der Polen nicht im Stande sei, ihre Fehler aufzuwiegen. Was aber bei meinem Interesse für sie den Ausschlag gibt, das ist ihre Entgegensetzung gegen Rußland. Ueberblicken sie im Geist die Fernen der Zukunft und entscheiden Sie sich: soll und wird Rußland, dieser vom Despotismus künstlich zusammengeknetete Staat, oder soll und wird Polen, dieser trotz seiner Zerrissenheit und seiner namenlosen Leiden durch die zähesten Sympathien zusammengehaltene Volksbund, eine Zukunft haben? Müssen Sie sich für die künftige Existenz Polens entscheiden, so müssen Sie auch für das polnische Prinzip Partei ergreifen, so weit wenigstens, als es sich gegen die auswärtige Unterdrückung geltend macht. Ich bin nicht mehr befangen in Nationalvorurtheilen; ich erkenne eine

Nationalität nur an, sofern sie einen würdigen Inhalt hat und dieser Inhalt kann hauptsächlich nur die Freiheit sein. Aber hat nicht die polnische Nationalität diesen Inhalt wenigstens relativ, im Gegensatze zu Rußland? Wäre Rußland ein freier Staat, so würde ich Polen ihm so bald als möglich einverleibt wünschen, denn so wie die Nationalität nur Werth erhält durch die Freiheit, so hat auch die Freiheit die Macht, die Nationalität zu absorbiren und zu ersetzen.

„Rußland will die polnische Nationalität vernichten, ohne sie zu ersetzen. Unsinniges Unternehmen! Unterdrückung ist die Lebensnahrung der Nationalität. Es wird eine Zeit kommen, wo der Nationalitätsfabrikant zu Petersburg vor seinem Werk erschrecken soll. Mag er mit den polnischen Patrioten sein Sibirien bevölkern, mag er sie lebendig in Kerker begraben, mag er sich in Erfindungen erschöpfen, um ihnen das Gedächtniß wegzukünsteln, mag er ihnen die Zunge russisch zuschneiden und ihnen sogar das polnische Pfeifen verbieten, ja mag es ihm gelingen, die polnische Luft russisch zu machen und die polnischen Adern mit russischem Blut zu füllen — Polen bleibt und stirbt nicht. Und sollte Polen im Innern gemordet werden können,

es wird im Auslande fortleben. Die Geschichte hat das Mittel erfunden, die Freiheit der Völker in den Emigranten fortzubewahren, wenn sie daheim keine Stätte mehr hat. Die polnische Emigration ist das geistige Polen geworden; sie wird es in Eltern und Kindern fortbewahren; sie wird den Unterdrücker des Mutterlandes als Rachegespenst umschwärmen und sich auf ihn stürzen, wenn die Zeit gekommen ist.

„Die Zeit wird kommen und — mein Pflegesohn wird Zeugniß von ihr ablegen! Empfangen in revolutionärer Erregung, getragen unter einem revolutionären Herzen, gesäugt mit revolutionärer Milch, schon als Säugling unter die revolutionären Flüchtlinge in die Welt hinausgestoßen und erzogen in dem Haß gegen den Mörder seiner Eltern und seines Vaterlandes — so soll, so wird er ein Rächer und ein Befreier werden. Sobald er ein Jüngling ist, sollen die Polen seinen Namen erfahren, und wenn er ein Mann ist, soll er ihr Führer werden.

„Glauben Sie übrigens nicht, daß es bloß Polen sei, dessen Zukunft ich bei meinen Bemühungen gegen die russische Tyrannei im Auge habe; bei Weitem mehr noch treibt mich die Hoffnung

für die Freiheit überhaupt. Rußland ist das böse Prinzip in Europa. Dieser kolossale Bau ist die Verschanzung für allen Despotismus des Kontinents. Direkt oder indirekt zieht Rußland jede Schlinge zusammen, womit die europäische Freiheit erdrosselt wird. Ohne Rußland hätte die Reaktion längst ihren Halt verloren, trotz dem Beistand des Fürsten Metternich, und ohne Rußlands Beispiel machte sie sich keine Hoffnung mehr, daß das Kunststück gelingen könne, durch Druck und Verschlechterung ganze Völker auf lange Jahre hin todt zu machen. Rußland vernichten heißt Europa befreien, und Polen retten heißt Rußland vernichten.

„Dieß sind die Ueberzeugungen, welchen meine schwache Kraft gewidmet ist; ich diene ihnen auf diejenige Weise, welche mir nach den Umständen meiner Persönlichkeit die zweckmäßigste zu sein scheint. Schelten Sie mich daher nicht, daß ich eine so romantische Rolle spiele und wenigstens da singe, wo das Sprechen verpönt ist — ich bin jetzt auf dem Wege nach Teutschland!"

Als der Fremde geendigt hatte, sah er mich mit freundschaftlichem Lächeln an und drückte mir die Hand. Ich mogte seine edle Begeisterung

nicht durch Gegenbemerkungen trüben, am Wenigsten durch die Bemerkung, daß es mir eine verfehlte Berechnung zu sein scheine, unter den Teutschen Bekämpfer gegen fremde Unterdrückung zu werben, während die eigene Unterdrückung ihre Galle so wenig affizirt habe. Auch wollte ich keine Erörterung über die Frage hervorrufen, ob die Handhabe für die allgemeine Befreiung nicht anderwärts zu finden sei, als in Rußland und Polen. Der Geist und Charakter des Fremden hatte Anspruch darauf, daß ich keine Versuche machte, ihm in irgend etwas seine Bahn zu vertreten. Uebrigens war ich auch weit entfernt, diese Bahn für eine verfehlte zu halten, und das Streben des Fremden flößte mir nicht weniger Interesse ein, als seine Person und seine seltnen Schicksale.

Der Rheinfall ließ fort und fort seine brausende Stimme erschallen und brach die Begleitung zu unserer Unterhaltung nicht mit dieser ab. Wir saßen eine Weile schweigend da und ließen von dem brausenden Strom unsere Gedanken mit fortführen. Dann verabredeten wir — es begann schon zu dunkeln —, gemeinschaftlich einen Gast-

hof aufzusuchen und noch einen Tag beisammen zu bleiben.

Als wir uns erhoben, fand sich auch der Knabe wieder ein, der während unseres Gesprächs zu seiner Unterhaltung Steine in den Rhein gerollt hatte. Jetzt erst faßte ich ihn mit Interesse in's Auge und erstaunte über den energischen Ausdruck dieses schönen Gesichtes. Wenn das Aeußere eines Menschen ein Recht gibt, auf sein Schicksal zu schließen, so mußte ich allerdings die Ansicht theilen, daß diesem Knaben eine ungewöhnliche Zukunft bevorstehe. Ich sah ihn eine Weile an, gab ihm die Hand, und fragte ihn, wie er heiße? „Ich heiße," sprach er sanft erröthend — und seine Augen glühten wie ein Widerschein aus dem Brande von Moskau — „ich heiße Hannibal!"

V.

Lord Waterford auf dem Kölnischen Karneval.

Eines Morgens besuchte mich unerwartet ein kölnischer Bürger von jovialster Gutmüthigkeit und begann nach den üblichen Begrüßungen folgende Unterredung:

Kölnischer Bürger. Lieber Mitbürger, wir haben uns oft gedacht, daß es Ihnen mitunter recht schwer um das Herz sein müsse, seitdem Sie unsere lustige Stadt verlassen haben.

Ich. Wohl gebe ich zu, daß ich unter meinen Bekannten und auf heimischem Boden lieber thätig wäre, als in einem fremden Lande. Wenn aber in der Heimath alle Bedingungen zu einer menschlichen, d. h. freien Thätigkeit für mich fehlen, so werden Sie zugeben, daß ich trotz Ihrer

Lustigkeit in der Fremde besser daran bin, als zu Köln, denn das Glück des Menschen besteht doch einzig darin, daß er seine menschliche Natur bethätigen könne.

Köln. B. Darin haben Sie Recht. Man muß seine menschliche Natur bethätigen können. Aber die menschliche Natur ist so vielseitig, daß uns immer noch eine Menge Seiten übrig bleiben, wenn uns einige zugeklebt werden. Sie würden doch bei uns noch nimmer —

Ich. Ich würde noch manchen Schoppen im „Marienbildchen" und im „Prinz Karl" mit Ihnen trinken können, ohne daß die Polizei etwas dawider hätte, das ist wahr, und kein Mensch würde bestreiten, daß ich dadurch meine menschliche Natur bethätigte.

Köln. B. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen; aber es ist doch hart, so von seinen Mitbürgern getrennt zu sein. Ich hielte das nicht aus, wenn auch der Züricher Wein eben so sauer wäre, wie der kölnische.

Ich. Bin ich denn etwa hier weniger Ihr Mitbürger, als in Köln? Ich bin es bei Weitem mehr. In Köln würde ich nichts mehr für Sie wirken können und dabei in die Kasematten ein-

gesperrt werden; hier kann ich Manches für Sie wirken und werde nicht in die Kasematten gesperrt. Ist das nicht ein bedeutender Unterschied? Wenn meine Mitbürger Interesse genug für mich bewahren, um meine Schriften zu lesen, und die Buchhändler Muth genug, um sie zu verlegen, bin ich dann nicht beneidenswerther, als alle Schriftsteller an Ihrem „freien deutschen Rhein"? Sie glauben nicht, mein trefflicher Mitbürger, welch ein Glück es ist, ohne Polizei- und landrechtliche Rücksichten sein Herz von Dem erleichtern zu können, was man so lange Zeit in sich hat verschließen müssen. Seit ich Köln Adieu gesagt, habe ich schon zehn Zentner von meiner Seele geladen, und doch ist sie noch belastet wie ein Seeschiff. Daß die Leute in unserm Lande nicht des Teufels werden, begreif' ich jetzt noch weit weniger als früher.

Köln. B. Ich sehe wohl, daß ich wenig Aussichten habe, den Zweck zu erreichen, welcher mich zu Ihnen führt.

Ich. Haben Sie denn noch einen besondern Zweck?

Köln. B. Ehe ich davon spreche, muß ich mich und Ihre sonstigen Bekannten entschuldigen, daß wir Ihnen nicht öfter schreiben, denn Sie

haben, wie wir hören, schon mehrere Male die sonderbare Erfahrung gemacht, daß Ihnen Siegellack eben so wenig treu ist, wie Oblaten. Wer sollte es denken, daß in solchem todten Material eine verrätherische Gesinnung stecke? Und doch soll es konstatirt sein, daß, wenn ein Schurke einen Brief in die Hand nimmt, der Siegellack und die Oblate sogleich das Maul aufthun und Alles ausplaudern, was darin steht.

Ich. Unglaublich! Vollends unglaublich aber, daß es unter Ihnen Schurken geben sollte.

Köln. B. Das hab' ich ja auch nicht gesagt, lieber Mitbürger: wie sollt' ich dazu kommen, die Rheinländer zu beschimpfen? Sie wissen ja, wie verhaßt uns Rheinländern die Schurken sind und daß wir sie bei der ersten Gelegenheit aus dem Lande jagen werden. Aber ein Brief hat mitunter allerlei Verbindungen —

Ich. Haben Sie Geduld, ich werde mich bemühen, einen liberalen Siegellack zu erfinden, an dem sich die Schurken die Finger verbrennen. Doch nun Ihr eigentlicher Zweck?

Köln. B. Der Hauptzweck meiner Hierherkunft ist, Sie zum kölnischen Karneval einzuladen.

Ich. Liebster Mitbürger, wo denken Sie hin? Wenn Sie Ihren Funken die Polizei übertragen, so bin ich bereit.

Köln. B. Ja, Ihnen steckt die Polizei im Kopf. Sie sind gar zu ängstlicher Natur. Ich aber versichere Ihnen, daß Sie nicht das Mindeste zu befürchten haben, obgleich von Ihrem Steckbrief schon die zweite Auflage im Amtsblatt erschienen ist. Vollends dann haben Sie vor der Polizei keine Noth, wenn Sie als Narr in's Land kommen; bloß gescheidte Leute sind vor ihr nicht sicher.

In dieser Weise fuhr mein jovialer kölnischer Mitbürger fort, mir zuzureden. Ich war aber halsstarrig genug, seiner verführerischen Einladung zu widerstehen, doch mußte ich versprechen, dem Karneval wenigstens „im Geist" beizuwohnen. Das habe ich denn gethan und zwar in der Person eines Mannes, welcher vermöge seiner Eigenschaften dem Karneval nicht minder konveniren muß, als der Polizei. Wer kennt nicht den berühmten Freund der Nachtwächter und Kneipwirthe, den geist- und geldreichen Lord Waterford? Ich zog also im Geist als Lord Waterford auf den kölnischen Karneval und berichte nun, was der berühmte Lord daselbst erlebte und ausführte.

Schon bei seinem Einzug in Köln erlebte Se. Lordschaft ein seltsames Abenteuer. Als er nämlich an die „vier Winde", den belebtesten Theil der Stadt kam, wurde er mit seinen Pferden von mehreren Krokodilen angefallen. Diese Krokodile waren aus Aegypten gekommen, wo sie den Schlamm des Nils, der ihnen wegen ihrer zunehmenden Größe zu seicht geworden war, verlassen hatten, um nach Köln auszuwandern und sich in dessen berühmtem Straßenschlamm häuslich niederzulassen. Zum Glück hatte der Lord ein Paar seltsame Begleiter zu seinem Privatvergnügen hintenauf sitzen, welche durch ihr bloßes Angstgeschrei die Angreifer zurückschreckten. Diese Begleiter waren Herr Baribal und Herr Spitz, ein Paar seltene Exemplare jener verbissenen und verschlissenen Demagogen, welche früher auf der patriotischen Bühne Fiasko gemacht und darauf das Geschäft übernommen haben, Alles herunterzumachen, was nach ihnen auftreten wollte. Sie waren früher sehr gefährlich und hatten die Absicht, die Welt vom 40. bis zum 60. Grad nördlicher Breite rein aufzufressen, da sie aber die Zähne gar zu geographisch, ohne alle philosophische Berechnung, ansetzten, so brach ihnen schon auf dem 50. Grad, mit welchem sie

ihr Werk anfingen, das nationale Gebiß ab und seitdem erheben sie einen erschrecklichen Lärm über Alles, was bessere Zähne hat, als sie. Es ist, als fürchteten sie, daß sie selber mitgefressen würden. Seit sie ihr Gebiß verloren, fressen sie statt des Vaterlands bloß noch Bibeln und Nibelungen, auch mitunter Hegelianer und „Radikale", und statt zu beißen schreien sie. Ihre Kriegsart gehört nicht mehr in die Taktik, sondern in die Akustik, und wenn sie schon über einen Menschen, der ihnen die Zähne weist, ein Mordgeschrei erheben, so kann man sich einen Begriff von ihrem Geschrei machen, als sie die Zähne der Krokodile vor sich sahen. Barribal brüllte im Baß und Spitz bellte im Diskant, daß die halbe Stadt in Bewegung gerieth.

Als die Krokodile die Flucht ergriffen hatten, wurde Lord Waterford sogleich von einer Deputation der Bürgerschaft angegangen, ihr den Barribal und den Spitz zum städtischen Gebrauch zu überlassen. Der Lord aber, welcher weislich berechnete, welche Dienste ihm seine Begleiter noch würden leisten können, wies das Ansinnen der Deputation ab und fuhr weiter.

An der Ecke einer andern Straße überraschte ihn abermals eine thierische Szene. Ein Hund

in kläglichster Gestalt saß in der Straßenrinne und war im Begriff zu verhungern. Mit rührendem Blick flehte die Bestie das Mitleid der Menschen um einen Bissen an, der ihr das Leben rette. Niemand gewahrte sie. Da kommt endlich eine Person, die viel hündische Sympathien hat, und reicht dem Hungernden ein Stück von ihrem Kommisbrod. Der edle Hund aber weis't den Wohlthäter mit Verachtung zurück und verhungert mit den Worten: „von dir nimmt selbst kein rheinischer Hund etwas an!" Wer war der Zurückgewiesene? Es war der „Rheinische Beobachter."

Endlich langte Lord Waterford in seinem Gasthof an, wo ihn seine karnevalistischen Freunde empfingen. Er ließ den Barribal und den Spitz in ein besonderes Zimmer sperren, ihnen zweihundert Bibeln zur Beköstigung und sechshundert Nibelungen zur Unterhaltung geben, und bereitete sich dann zu seinen gemeinnützigen Unternehmungen vor. Auf dem Markt trat er unter die versammelte Menge und hielt eine Rede über den Karneval. Er setzte dem Volk auseinander, daß es eine unwürdige Auffassung des Karnevals sei, welche denselben zu einer bewußt- und zwecklosen

Tollheit mache, denn die Tollheit als Prinzip sei etwas Thierisch-widerwärtiges und erinnere an die rohen Aufzüge der Wilden; bringe man aber Zweck und Methode in die Tollheit, so werde sie etwas Würdiges und Geistiges. Der Karneval sei zeitgemäß nur als eine Gelegenheit zur Vereinigung Derer aufzufassen, welche den angesammelten Stoff der Volkssatyre benutzen wollten, um in corpore die Zeiterscheinungen auf eine drastische Weise an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen und der demokratischen Laune der Bürger zu überliefern. Den Kölnern sei zwar diese Auffassung nicht ganz fremd, aber der Karneval werde von ihnen nicht genug im höhern Styl betrieben; auch sei ihre Tollheit zu unschuldiger Natur, da sie noch nicht einmal der Polizei zu toll geworden, und das sei doch alles Mögliche u. s. w.

Ehe noch Lord Waterford ausgesprochen, drängte sich ein anderer Redner hervor, ein großer, dicker Mann mit pustigem Gesicht, der in Köln schon allerlei Rollen gespielt hatte und auf dem Wege des Hochschreiens noch eine höhere Rolle zu spielen gedachte. Er erging sich in Lobeserhebungen des Karnevals und schloß seine Rede also: „ich erlaube mir demnach, den Gefühlen Luft zu machen, welche die

Brust eines Jeden von uns in diesen freudigen Stunden erfüllen, und bitte Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: „hoch lebe unser allergnädigster, allverehrter, edelgesinnter, segenspendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgesprochen, erscholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter und herauf wogte das Volk durch die Straßen, um die Rede des englischen Lords anzuhören. Waterford hatte Mühe, seine unterbrochene Rede zu beendigen. Nach ihm trat abermals der dicke Hochschreier mit dem pustigen Gesicht auf und rief: „da wir selten in so großer Zahl versammelt sind, wie heut, so laßt uns diejenigen Gefühle aussprechen, welche am Allgemeinsten die Brust des Bürgers, namentlich des Kölners erfüllen. Ich fodere daher jeden ächten Karnevalsfreund, Kölner und Rheinländer auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: „hoch lebe unser allergnädigster, allverehrter, edelgesinnter, segenspendender —!“ Ehe er das Wort noch ausgesprochen, erscholl aus dem „Munde des Volks“ ein dreimaliges, donnerndes —

Herunter stieg der dicke Redner und bereitete sich vor auf einen neuen Vortrag, denn er war

ein unerschöpflicher Tribun. Waterford machte unterdeß allerlei Vorschläge über die Einrichtung der Karnevalsstände, über die Konstitution des Festes, über die nach Beendigung desselben zu erlassenden Karnevalsabschiede u. s. w. Sie wurden sämmtlich mit Beifall angenommen, nachdem der dicke Mann in jeder Pause ein Hoch auf seinen allergnädigsten (versteht sich, Hanswurst) ausgebracht hatte. Der umfassendste und wichtigste Vorschlag des Lords bezog sich auf den Karnevalsbund. Sämmtliche Städte des Vaterlands nämlich, Königsberg nicht ausgenommen, sollten sich vereinigen zu einem Karnevalsbund, welchem die Gesetzgebung und Obsorge über allgemeine Angelegenheiten übertragen werden sollte. Als Sitz der allgemeinen Versammlungen wurde die kleine Stadt Siegburg vorgeschlagen, damit die Absicht der Großen, den Bund zu beherrschen, nicht in die Augen fallen und Eifersucht erregen könne. Der Hauptzweck des Bundes sollte dahin gehen, den Betheiligten eine Autorität zu schaffen, welcher sie Befehle auftragen könnten, um sie als fremde von ihr wieder zu empfangen, und sich auf diese Art vor Anfechtungen zu sichern. Hält man es z. B. für dienlich, zum Karneval den Leuten Ohr-

feigen zu geben, oder die Fenster einzuwerfen, oder Pechpflaster auf den Mund zu schlagen, so macht man darüber einen Antrag beim Karnevalsbund und der Antrag geht natürlich durch. Beklagen sich dann später die Leute über Ohrfeigen, zerbrochene Fensterscheiben und Pechpflaster, so sichert man sich ganz einfach durch Hinweisung auf den Karnevalsbund, welcher seinem hohen Beruf gemäß die Orfeigen, das Fenstereinwerfen und die Pechpflaster zum allgemeinen Besten angeordnet habe. Eine derartige Einrichtung hielt der Lord für durchaus nothwendig, theils um ein gleichmäßiges Verfahren in den einzelnen Städten des Karnevalsbundes herbeizuführen, theils um durch die Autorität dieses Bundes der Gegenpartei zu imponiren, im Fall dieselbe Einwendungen gegen das karnevalistische Verfahren machen sollte. „Will dann, so schloß der Lord seine Rede, die Gegenpartei uns etwas anhaben, so ist sie wenigstens genöthigt, den ganzen Bund zum Teufel zu jagen, und das hat ungleich mehr Schwierigkeiten, als das Wegjagen eines einzelnen Gliedes, zumal wenn die Glieder sich sämmtlich ihre Sicherheit nach Innen und nach Außen garantiren.“

Mit diesem Bund glaubte der Lord ein Meisterstück seiner karnevalistischen Politik geschaffen zu haben. Als er alle seine Vorschläge gemacht und der große, dicke, pustige Mann sechshundert „Hoch's" auf seinen „allergnädigsten" (versteht sich, Hanswurst) ausgebracht hatte, zogen sich die Vorstandsmitglieder zurück, um über die Inthronisation des schwarzen Rocks zu berathen, welche am andren Tage Statt finden sollte. Der schwarze Rock war ein räthselhaftes Ding, ein gewisses Etwas, ein unerklärbares Phantom, in welches Jeder hineinlegen konnte, was er wollte. Man hatte den schwarzen Rock in einer Trödelbude gefunden, wo er in einem komischen Krieg mit einem rothen Rock begriffen war. Diese Opposition gegen den rothen Rock, welcher der Geschichte zufolge bekanntlich das Abzeigen der Tyrannei ist, hatte den liberalen Karnevalsfreunden gefallen und sie beschäftigten sich daher, bloß um den rothen Rock zu ärgern, auf das Eifrigste mit Ehrenbezeigungen gegen den schwarzen Rock, ohne sich zu fragen, ob dieser nicht ebenfalls ein Symbol der Tyrannei, vielleicht gar des Todes sei. Sie hatten alle mögliche Röcke, wenigstens hundert an der Zahl, aus jedem Säkulum und jeder Ge-

schichtsentwickelung im Karnevalslokale aufgehängt, und als Gebieter von allen sollte der schwarze Rock über die ganze Versammlung gehängt werden. Hinter jedem Rock sollte sich ein Karnevalsmitglied verstecken und im Sinn desselben eine Rede halten, dem schwarzen Rock aber war dabei das erste und das letzte Wort zugedacht. Dieß war die Idee des Stücks, das am andern Tag aufgeführt werden sollte.

Lord Waterford, von Hause aus eine protestirende Natur, hatte wenig Geschmack an dieser Verherrlichung des schwarzen Rocks. Er opponirte daher auf das Kräftigste, ohne aber die Kölner von ihrer dummen Lieblingskaprice abbringen zu können. Es war unterdeß spät in der Nacht geworden und man hatte sich in große Hitze gesprochen und getrunken. In diesem Zustande passirte die Gesellschaft auf dem Heimgang den sogenannten Steinweg, eine Straße in der Nähe des Heumarktes.

In dieser Straße steht an der Hausthüre eines Gewürzkrämers ein seltnes Kunstwerk der Skulptur. Wie so oft die Anerkennung an dem stillen Verdienst vorübergeht, um sich dem Scheinverdienst auf dem lauten Markt zuzuwenden, so hat auch

jenes Kunstwerk bisher gar keine Beachtung gefunden und selbst der große kölnische Kunstkenner Ernst Weyden hat ihm keine Aufmerksamkeit geschenkt. Dem geübten Blick des Lords Waterford aber fiel in der Mitte der Nacht auf, was Anderen am hellen Tag entgangen war. Die Büste ist eine aus Stein gehauene, ritterliche Figur von etwa 4—5 Fuß Höhe: Arbeit, Geschmack, Ausdruck — Alles ausgezeichnet. Der ausgezeichnetste Theil derselben aber ist eine etwa sechs Zoll lange Nase von markigster Kraft, welche der vorsorgende Künstler — sein Name ist leider verloren gegangen, wie der Name des Dombaumeisters — aus Eisen verfertigt hat, damit sie dem Nord- und Westwind der Zeit Trotz bieten könne. O du schöne, seltne, ausdrucksvolle Nase! Sie war sanft geröthet von dem veredelnden Rost der Jahrhunderte und ragte mit stummer, geheimnißvoller Beredsamkeit in die Nacht hinaus. So stand der Lord vor ihr in andächtige Betrachtung verloren, und die übrige Gesellschaft stellte sich in neugieriger Feierlichkeit um ihn her. Es war, als ob die Nase Leben erhalten habe, als ob sie athme und durch ihre Oeffnungen sich mitunter ein tiefer Seufzer aus der Brust des steinernen Unbekann-

ten hervorstehle. Plötzlich stürzte sich der Lord mit schluchzender Rührung über die Büste hin, umarmte sie, küßte die geistvolle Nase und rief: „So find' ich dich endlich an diesem Orte, du vielgeschmähter, vielverfolgter, edeler Geist! Wer hätte es gedacht, daß mir das Glück aufgespart sei, dich zu retten und zu rächen! Komm' in meine Arme, begleite mich, und ich werde dir den Platz anweisen, welchen das Volk deinem Verdienste bestimmt, der Geist der Finsterniß aber die vorenthalten hat! Seht, meine Freunde, setzte der Lord mit Begeisterung hinzu, dieß ist die berühmte Büste des edlen Byron, welche noch vergebens auf ihren Einzug in die Westminsterhalle wartet. Lassen wir dem großen Mann sein Recht widerfahren und statt der Inthronisation des schwarzen Rocks stellen wir morgen die Büste Byron's in eurem großen Westminsterdom auf!"

Die interessante Entdeckung und der kühne Vorschlag des Lords elektrisirte die ganze Gesellschaft, und man beschloß, die Inthronisation des schwarzen Rocks aufzugeben und Lord Byron nach Westminster zu bringen. Sogleich wurden die einzelnen Rollen des Akts vertheilt und Einer aus der Gesellschaft, ein Maler, erhielt den Auftrag,

eine Fahne für den Domkrahn, auf dessen Plateau schon mancher romantische Trunk gethan worden ist, mit der karnevalistischen Aufschrift „*Potatori!*" anzufertigen. Der Lord übernahm es, die Festrede zu halten. Um dieselbe aber gehörig einstudiren zu können, wollte er den Helden des Festes von Angesicht zu Angesicht in seiner Nähe behalten und lud daher die Büste Byrons auf seine Schultern.

Tückisches Schicksal! Bornirte, neidische, ingrimmige Macht! In schwarze Mäntel gehüllt, als ständen sie im Dienst des schwarzen Rocks, kamen plötzlich ein halbes Dutzend jener mit Stöcken bewaffneten Männer der Sicherheit, welche zu Köln sich bei Nacht in den Straßennischen verstecken, hervorgestürzt und sprengten die begeisterte Byronsgesellschaft auseinander. Alles floh. Nur der hochherzige Lord Waterford hielt Stand. Wie konnte er erwarten, daß man seine edle Absicht verkennen und ihn als Dieb des „steinernen Mannes" attaquiren werde? Und doch geschah es so. Seinen verehrten Byron auf der Schulter mogte er versichern, was er wollte, mogte er von Pantheon und von Westminster sprechen — genug, die Männer der Sicherheit bemächtigten

sich seiner und schleppten ihn mit sammt seinem Byron in das städtische Gefängniß, „Violine" genannt. Da saß er nun mit dem Sänger des „Don Juan" und des „Ritter Harold" auf der „Violine!" Daß er die ganze Nacht kein Auge schloß, wird man begreifen können. Namentlich aber störte ihn eine schreckliche Musik, welche aus den untersten Löchern des Gefängnisses herauftönte. Sie rührte von den Geistern jener zwei Zensoren her, welche einst, mit der Bekriegung der Geister in der „Rheinischen" und „Kölnischen" Zeitung noch nicht zufrieden, die verscheuchten Musen sogar in den Schlupfwinkeln der kölnischen Aspasien aufsuchten und an deren Thüren und Fenstern ein solches Talent zur Nachtmusik verriethen, daß man sie bis zum andern Tag statt der Zeitungen die „Violine" streichen ließ. Und dieser Geist des Streichens hat sich seither nicht mehr aus der „Violine" verloren und verfolgt bei Nacht deren unglückliche Bewohner.

Am andern Tag kam Lord Waterford in's Verhör und jetzt zeigte sich erst, in welche Gefahr er sich verwickelt hatte. Man kam nämlich durch Signalements und Steckbriefe auf den Verdacht, daß er ein landesflüchtiger „Erreger von Mißver-

gnügen“ sei und machte Anstalten, ihm einen unübersehbaren, pennsylvanischen Kriminalprozeß anzufertigen. Seine Geistesgegenwart rettete ihn. „Für meine Freilassung, mache ich mich anheischig, ein Lösegeld zu zahlen, wie es noch nie gezahlt worden ist. Ich disponire über zwei Personen, welche im Stande sind, das ganze Vaterland zu ruiniren, und diese Personen liefere ich Ihnen aus, wenn Sie mir die Freiheit schenken. Wollen Sie wissen, was das für Personen sind? Es sind landesflüchtige Demagogen!“

„Demagogen!“ riefen die Inquirenten erschüttert aus. „Geben Sie her Ihre Demagogen und Sie sind frei!“

Lord Waterford führte die ganze Inquisition zu seinem Gasthof. „Um Ihnen zu zeigen, meine Herren, sprach der Lord, von welcher gefährlichen Art meine Demagogen sind, lasse ich durch meinen Wirth bezeugen, daß denselben gestern zu Beköstigung zweihundert Bibeln und zur Unterhaltung sechshundert Nibelungen in ihren Behälter geworfen worden sind, — und nun schauen Sie!“

Die Inquisition fiel beinahe vor Schreck und Staunen in Ohnmacht, denn sämmtliche Bibeln und Nibelungen waren mit Stumpf und Stiel

konsumirt! Man ließ den Barribal und den Spitz sofort durch die bewaffnete Macht festnehmen und nach Pennsylvanien bringen. Den Lord aber entließ man unter vielen Danksagungen.

Lord Waterford hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich über die Grenze zu machen, wo er den Ausgang der Sache abwarten wollte. Schon am andern Tage sah er auf der Eisenbahn seinen Spitz und Barribal ebenfalls anlangen, über die Grenze eskortirt von dem siebenzigjährigen Weibe eines Polizeidieners. Sie berichteten, daß man ein entsetzliches Gewitter von Untersuchungen über ihrem Haupte zusammengezogen, als man aber ihr Gebiß untersucht und ihr schwarz-rothgoldenes Unterfutter gesehen, habe man sie sofort für „durchaus unschuldig“ erklärt und freigelassen unter gewaltigem Schimpfen über den Lord, welcher die Inquisition so landesverrätherisch betrogen habe.

VI.

Die Anadyomene des Bodensee's.

Der Zufall ist der Kuppler der Romantik und der Reisegefährte der Vagabunden. Und ein Vagabunde? Wer wollte sich schämen, einer zu sein! Es wird eine Zeit kommen, wo alle Menschen Vagabunden sein werden. Was in den Zeiten der Polizei Ausnahme ist, wird in den Zeiten der Freiheit Regel sein; was die Philistermeinung jetzt in den Bann thut, wird einst der kulturrechtliche Charakter freier Menschen werden. Die Invaliden hinter den Festungsmauern der Polizei glauben einem freien Menschen Alles zur Schmach angethan zu haben, wenn sie ihn einen Vagabunden nennen; die Thoren fühlen nicht, daß sie in der Freiheit der Andern nur ihre eigene Sklaverei

beschimpfen. Beneidenswerthes Glück, erhabener Stolz, sich als Hüter an den Rand des Baches oder der Mistpfütze zu setzen beim Anblick des unermeßlichen Meeres! Wenn die Menschen uns nicht an die Kette fesseln, so fesseln wir selbst uns an die Erdscholle und schaffen uns Pflichten gegen Sand und Steine. Der wahre Mensch — freilich der Mensch der Zukunft, der in der Gegenwart keine Anerkennung findet — weiß nichts von einer Heimath, wo nicht die Freiheit sie ihm bereitet, und sollte er als ewiger Jude der Freiheit nachrennen müssen, er wird nicht an dem Heimathsrecht auf die ganze Erde verzweifeln. Ja, die Erde ist die gemeinsame Wohnung aller Menschen und der gemeinsame Tummelplatz aller Kräfte! So lang wir die Menschen und die Kräfte noch an die Pfähle binden, womit wir die Erde in Gefängnisse abtheilen, sind wir Philister, höherer und niederer Ordnung. So lang wir das Recht, das jeder Mensch auf die Erde hat, nicht zu verwirklichen wissen, ohne die Zivilisation zu gefährden, sind wir Stümper in der Zivilisation. Glücklich der, welcher die Zeiten der menschlichen Befreiung wenigstens zu einem kleinen Theil vorwegnehmen kann! Der Vagabunde thut es, er,

den kein Schneckenhaus der Heimath mehr belästigt, keine Stallfütterung der nationalen Zünftigkeit mehr zurückzieht, keine Hundehütte der Polizei festhält. Schüttelt das Vorurtheil ab, das sich einen Vagabunden nur denken kann mit langen Fingern in fremden Taschen oder mit dem Dolch des Wegelagerers auf der Brust seines Mitmenschen! Eure Kultur hat ja längst das Mittel erfunden, auch die Besten zu Vagabunden zu machen. Drum, ihr Polizisten und Philister: es leben die Vagabunden! Und, ihr Vagabunden, es lebe der Zufall!

Zufall, ich bete zu dir, wie Andere zu ihrem Herrgott. Ich bitte dich nicht bloß um das „tägliche Brod" und die „Vergebung meiner Schuld", nein lasse mich verhungern und köpfen, wenn du mir nichts Besseres bringen kannst. Aber um etwas Andres bitte ich dich, das die Christen in ihrem Vaterunser vergessen haben: lasse mich mitunter einen Menschen, einen ganzen Menschen finden, einen Menschen, der nicht unverständig ist vor Gefühl und nicht gefühllos vor Verstand; der sich seiner Menschlichkeit nicht schämt und nicht schamlos ist vor Rohheit; der nicht zu „zivilisirt" ist zur Lebenslust und vor Lebenslust nicht flach;

der Geist hat, ohne charakterlos, und wahr ist, ohne einfältig zu sein; der poetisch genug ist, um mit dem Quark des alltäglichen Lebens unzufrieden zu sein, aber auch vernünftig genug, um keinem Utopien nachzujagen; der romantisch genug ist, um Sinn für die Ritterlichkeit des Geistes und Charakters zu haben, aber auch gesund und klar genug, um kein vorzeitlicher Romantiker zu sein; der Materialist, ohne gemein, und innerlich frei ist, ohne frivol zu sein; der Natur ist durch und durch und doch nicht ungenießbar vor Natur; der die Flügel schwingt vor Lust nach dem Idealen und doch kein Phantast ist vor Idealität. Weißt du keine Männer zu finden, so führe mich zu Weibern, aber nicht häßlich laß sie sein und nicht zu vornehm.

Er hat mich erhört, der treffliche Zufall. Er hat mich zusammengeführt mit einem seltenen Weibe, das ich für das schönste Europa's erkläre: mit der Anadyomene des Bodensee's. Wer und was ist die neue Anadyomene? Sie ist — wer hätte es erwartet? — eine Teutsche, ist eine Tochter des teutschen Griechenlands, ist aus den gesegneten Landen des teutschen Königs Ludwig. Doch glaube Keiner, es sei auf teutschem Boden

gewesen, wo mir der Zufall ein so seltenes Zusammentreffen bereitete. In den Landen der Polizei kann es selbst keinen Zufall geben, denn der Zufall ist ein Sohn der Freiheit.

Der Reisegefährte der Vagabunden führte mich in die Thäler und Wälder der südlichen Ufer des Bodensee's. Der Frühling verkündete seine Ankunft. Von seinen grünen Boten war noch keiner erschienen, aber die Gährung seiner belebenden Kräfte weckte schon die Zweige der Bäume aus ihrer winterlichen Erstarrung und schwellte die Adern humanitäterfüllter Vagabunden. Die Luft war frisch und doch milde, und nicht bloß das, sie war auch frei. Meine Lunge dehnte sich und wogte, sie schlug mit ihren Flügeln, wie ein eingesperrter Vogel. Der Weg führte mich bald über Höhen, von denen ich in der Ferne den Spiegel des Bodensee's glänzen sah, bald durch duftige Tannenwälder, bald durch anmuthige Thäler. Das Ziel meiner Fußwanderung war ein kleiner Ort, wo ich am Abend die Post zu treffen gedachte, um bis zum nächsten Morgen wieder in dem „frohmüthigen" Zürich zu sein. Der Ort lag in einer breiten Thalebene, welche nach einer Seite hin von einem blinkenden Flüßchen, nach

der andern von waldgekrönten, auf der Flanke mit Reben bedeckten Bergen begrenzt war. Es lag auf dieser Gegend jener Charakter idyllischer Anmuth und Befriedigung, welcher das Herz empfänglicher Menschen mit lebensmuthiger Lust und mit poetischem Wohlwollen erfüllt. Es gibt Gegenden, welche Tage lang die Gesellschaft ersetzen können. Fehlen die Menschen, mit welchen der Mensch in Gedanken und Empfindungen gemeinsame Sache machen kann, so wendet er sich gern zurück an die Gesammterhalterinn und Quelle des Lebens, an die Natur. Hat er in ihr aber einen Ort gefunden, wo er sich wohl fühlt, so sehnt er sich um so mehr, ihn mit Menschen zu theilen, die im Stande sind, seine Gedanken einzutauschen und seine Empfindungen zu erwiedern.

Mit wem sollte ich auf meiner einsamen Wanderung oder in der leeren Wirthsstube Gedanken und Empfindungen austauschen? Und doch war ich sehr gesellig gestimmt und ungewöhnlich aufgelegt, mich auf das Leben einzulassen. Ich kehrte zunächst in eine Schenke ein, um mich auszuruhen. Doch das Ausruhen ist ein prosaisches Geschäft. Sollte ich mich aber langweilen? Nur die Narren langweilen sich. Ich fragte den Wirth

nach seinen Weinsorten. Er empfahl mir seinen „alten,“ der an dem Seitengeländer der anmuthigen Berge gewachsen war, an welchen die Straße mich vorübergeführt hatte. Der „alte,“ obschon er gleich den meisten Schweizerweinen ein wenig nach der Mutter Natur schmeckte, war ein ganz guter Gesellschafter und ein trefflicher Vermittler zwischen mir und meinen Umgebungen. Ich habe noch immer gefunden, daß es kein besseres Mittel gibt, sich mit dem Geist der Natur völlig vertraut zu machen, als den Umgang mit dem Geist, den sie in tropfbarer Gestalt produzirt. Als ich zwei Schoppen von dem „alten“ meines rothwangigen Wirths getrunken hatte, war ich heimisch bei den Menschen wie bei der Natur, die mich umgaben.

Der Abend begann zu dämmern. Ich hatte mich hinlänglich erholt, und um meine Zeit so gut wie möglich zu benutzen, trat ich noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und nächsten Umgebungen des Ortes an. Als ich eben im Begriff war, in mein Absteigequartier zurückzukehren, faßte mich Jemand — es war der Herr Zufall — an der Hand und bat mich, das große Plakat anzusehen, das dort den Fensterladen des

gelben Wirthshauses zierte. Ich ging und las: „Großes Panorama der Natur und Menschheit!“ Diese Entdeckung versprach mir mehr, als ich in der Verlassenheit dieser Gegend irgend hätte erwarten können. Eben beschäftigt mit der Natur und der Menschheit sollte ich sie nun auch in Bildern der Kunst mir vorüberführen sehen! Ich trat also hinein. Als ich in der Wirthsstube nach dem Besitzer des Panorama fragte, präsentirten sich mir ein kleiner, ältlicher, schneiderartiger, verschrumpfter Mann mit einer köstlichen Künstlersüffisance in Haltung und Sprache, nebst seiner geliebten Ehehälfte, einer tonnenartigen Markedenterinnenfigur mit glänzendem, speckgelbem Antlitz, welches überdieß mit einem räucherigen Hauch kosmopolitischer Zigeunerhaftigkeit angeblasen war. Wer nicht durch das vielversprechende Panorama allein wäre eingeladen worden, den hätte die Gelegenheit, ein solches Ehepaar in künstlerischer Funktion zu sehen, zum Eintritt in dieß Theater vermögen müssen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem Künstler und seiner Gattin von vorn herein mein Wohlgefallen durch eine angemessene Titulatur zu erkennen zu geben, indem ich ihn zum Theaterdirektor und sie zur

Frau Direktorinn machte. Das Selbstgefühl des Künstlers hatte gegen diesen Titel nichts einzuwenden und der Ausdruck seiner Miene schien höchstens zu sagen: wenn du auch vielleicht Scherz treibst, so erlaubt mir doch mein Verdienst, deine Worte als Ernst aufzunehmen; jeden Falls wird dir das Scherztreiben vergehen, sobald du meine Leistungen kennen gelernt hast. Die Direktorinn dagegen konnte sich eines verschämten Lächelns nicht enthalten und auf ihrem glänzenden Antlitz standen ganz leserlich die Worte geschrieben: „Der Herr seind sehr gietig!"

Der Herr Direktor nebst Gattin entfernten sich, um im obern Stock auf dem Tanzsaal, wo sich das Panorama befand, die Lichter anzuzünden und Alles zur Besichtigung bereit zu machen. Die Vorbereitungen dauerten ziemlich lang. Während dieser Zeit ging ich in der dunkeln Wirthsstube auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die zwei oder drei Gestalten werfend, welche in den Ecken umhersaßen oder standen. Es war die Wirthinn mit ihrem Kinde, ein alter Handwerker hinter seinem Schoppen und ein fremdes Frauenzimmer, das bei meinem Eintritt sich vom Fenster weg in die Ecke neben dem großen Steinofen

gestellt und von dort aus in der Stille meine Unterhandlungen mit dem Theaterdirektor beobachtet hatte. Bei dem dämmerigen Licht, welches durch die niedrigen Fenster in die braunbewandete Stube drang, hatte ich ihr Gesicht nicht näher betrachten können, nur waren mir bei einem flüchtigen Blick die regelmäßigen Umrisse desselben aufgefallen.

Nach einiger Zeit kam die Frau Direktorinn mit einem Licht herab, um ihrem hohen Gast anzukündigen, daß das Stück beginnen könne. Ich empfand eine seltsame Ueberraschung, als der Schein ihrer Kerze die Ecke neben dem Steinofen beleuchtete. Gibt es hier einen Phidias oder Praxiteles, der aus künstlerischer Kaprice in diesem Winkel eine Büste der Venus verborgen hat? Zum Glück fiel mir ein, meine Ueberraschung dadurch zu verbergen, daß ich die schöne Unbekannte fragte, ob sie nicht ebenfalls Lust verspüre, die Leistungen des Herrn Direktors zu bewundern? Mit dem Ton einer naiven Wehmuth, der mich betrübt haben würde, wenn nicht sofort eine liebreizende Munterkeit sie wieder verdrängt hätte, antwortete die Unbekannte: „es kostet zu viel!“

„Es kostet zu viel!“ Diese Antwort nöthigt mich, der ferneren Erzählung ein Paar Worte über die Verhältnisse der Anadyomene, wie sie von nun an heißen soll, vorauszuschicken. Daß sie keine Gräfinn oder Baronesse ist, wird man sich schon gedacht haben; sie ist aber auch nicht einmal eine gräfliche Försterinn oder Pächterinn. Anadyomene, jetzt drei und zwanzig Jahre alt, hatte als siebenzehnjähriges Mädchen in ihrer baierischen Heimath einen schweizerischen Handwerker kennen gelernt, welcher sie nach kurzer Bekanntschaft als Frau in sein Vaterland führte. Als er Vater zweier Kinder geworden war, reichte seine Arbeit nicht mehr zur Erhaltung der Familie aus; seine Frau wurde daher genöthigt, ebenfalls auf Erwerb bedacht zu sein und dazu fand sie nur Gelegenheit, indem sie mit Handarbeiten ihres Mannes und einigen hinzugekauften Waaren hausirend die benachbarten Dörfer besuchte. Dieß Geschäft hatte sie auch in den Ort geführt, wo ich sie kennen lernte. Das Haus, worin der Theaterdirektor seine Bühne errichtet hatte, war ihr Gasthof, in dem sie — welcher Luxus! — für einen Batzen übernachtete. Für einen Batzen! Sie würde in Palästen übernachten, wenn das

Unglück sie, statt in die Arme eines Handwerkers, in die Arme eines Prinzen geführt hätte. Ein Weib, für deren Kuß ein allgeliebter Landesvater den Reichthum einer halben Unterthanenschaft hergäbe, schleppt eine Last von Kramwaaren durch Wind und Wetter über Berg und Thal umher, müht sich ab wie eine Sklavinn, übernachtet für einen Batzen in einer Fuhrmannskneipe und überwindet sich bei einer seltnen Gelegenheit, auf den Anblick eines Schauspiels zu verzichten, das ihre kindliche Neugier schon bis auf's Höchste gereizt hat, denn — „es kostet zu viel," es kostet abermals einen Groschen. Deutet denn das auf Ordnung in der Welt? Gibt es denn keinen Prinzen oder Kaufherrn von Geschmack mehr, der die Ordnung herstellt, das schönste Weib Europa's aus seiner Noth erlös't und die Gnade hat, sie zur Hure zu machen? Wünscht Niemand ihre Adresse? Für zehn Millionen verkaufe ich sie.

Doch man weiß noch nicht Alles. Anadyomene ist unglücklich und hat in wenigen Jahren schon mehr gelitten, als hundert andere in ihrem ganzen Leben. Ich habe es nicht verrathen wollen, um sie zu schonen, kann es aber nicht länger verschweigen. Ihr Mann ist der Aufgabe, durch

anhaltenden Fleiß eine Familie zu erhalten, nicht gewachsen gewesen, er ist liederlich, ist ein Säufer geworden, er mißhandelt sogar seine Frau thätlich und — Anadyomene muß durch Sparsamkeit und Anstrengung einholen, was der Unwürdige versäumt, ja sie muß nicht blos ihre beiden Kinder sondern auch ihren Mann ernähren! Sie ist mit feuriger Lebenslust und blühenden Hoffnungen in das Leben getreten, das zeigen schon beim ersten Blick ihr Auge, ihre Züge, ihr ganzes Wesen; und nun hat sie nichts gefunden als ein Leben voll Kummer und Noth und hat schon an der Grenze der Jugend vielleicht für immer ihr schönes Haupt unter das Joch des Elends beugen müssen. Und dennoch ist ihr froher Muth nicht erlegen und die Kraft ihrer Entsagung überwindet das Härteste. Nicht einmal eine Klage kommt über ihre Lippe, sie verbirgt vielmehr ihr Unglück, und erst als ich durch die Wirthinn über ihre Verhältnisse unterrichtet war, stand sie mir Rede auf meine theilnehmenden Fragen. Sie ist eine von jenen ächten weiblichen Naturen, welche den Drangsalen des Lebens durch eine unverwüstliche Laune trotzen, ohne die wahre Tugendhaftigkeit einzubüßen, und deren Frohsinn nicht durch das

Unglück Gefahr läuft in ordinairen Leichtsinn umzuschlagen. Wünscht noch Jemand ihre Adresse? Ich lasse sie jetzt schon billiger, ich verkaufe sie für eine Summe, welche hinreicht, um Anadyomene von ihrem Mann scheiden zu lassen und sie mit ihren Kindern vor Noth und Sorgen zu sichern.

„Es kostet zu viel!“ Ich beruhigte Anadyomene wegen der großen Kosten und bat sie, an dem Schauspiel des Direktors Theil zu nehmen. Sie zierte sich nicht und begleitete mich nach kurzem Bedenken. Doch es wäre sündhaft, wollte ich in meiner Beschreibung die Bilder des Theaterdirektors dem Bilde vorausgehen lassen, welches mich durch sein bloßes Erscheinen das ganze Panorama hätte können vergessen machen. So sei es denn gestanden, daß Anadyomene in meinen Begriffen von Schönheit eine wahre Revolution hervorgebracht hat. Ich habe schon manches schöne Weib gesehen, aber weder im Leben, noch an einem Gemälde, noch an einer Statue habe ich die gemeißelte Regelmäßigkeit der Züge, die edle Zierlichkeit der Formen und den liebreizenden Ausdruck vereinigt gefunden, welche das Gesicht der armen Anadyomene auszeichnen. Sie gehört nicht

zu den sogenannter frappanten Schönheiten, denn weder rabenschwarzes Haar, noch große Augen, noch feurige Wangen machen auf sie aufmerksam. Ihr Haar ist braun, ihre kastanienbraunen Augen sind von gewöhnlicher Größe und ihre Wangen nur von einer leichten Röthe überflogen, so daß ihre Schönheit bei dem wenig veredelten Geschmack ihrer Umgebung vielleicht gar nicht zu besonderer Anerkennung gelangt ist. Aber sie ist wie ein verkörpertes Ideal griechischer Künstler, veredelt durch eine germanische Zugabe. Eben ein gewisser griechisch-germanischer Charakter der Cypris war es, wodurch ihre Erscheinung mir sofort auffiel, und deshalb habe ich sie auch Anadyomene genannt. Ich mogte an ihr betrachten, was ich wollte: jede Einzelnheit war für sich so vollkommen, wie der ganze Kopf. Vor den griechischen Köpfen hatte der ihrige aber den Vorzug einer höhern und gewölbteren Stirne. Wenn etwas an den griechischen Idealen fehlt, so ist es der Ausdruck der geistigen Regsamkeit und Unternehmungslust. Unsrer Anadyomene fehlt dieser Ausdruck nicht und das Holde, Gewinnende ihres Gesichts erhält eine kräftigende Erhöhung durch die kecke und doch gemüthliche Schalkhaftigkeit,

welche mitunter darin aufblitzt. Die alte Venus war nicht witzig und humoristisch genug; unsrer Anadyomene sieht man an, daß sie Beides sein kann. Doch vergessen wir ihren Wuchs nicht. Er war ebenfalls der Größe wie den Formen nach der Wuchs der Venus. Trotz ihrer nachlässigen, ländlichen Kleidung, welche eher zur Verdeckung als zur Schaustellung der Schönheit erfunden zu sein schien, entging meinem aufmerksamen Kennerblicke ein Schwung und eine Ueppigkeit der Formen nicht, die meiner Phantasie das Geschäft sehr leicht machten, sich das Ideal einer Venus ganz vorzustellen, und die Manchem Zweifel einflößen könnten, ob das ästhetische Interesse, welches ich an dieser Schönheit, und das humane, welches ich an ihrem Schicksal nahm, beständig das überwiegende gewesen sei. Wer untersteht sich, mich hierüber auszufragen? Ich würde mit der Frage antworten: glaubt ihr, ich suche eine Ehre darin, ein fühlloserer Klotz zu sein, als ihr? Glaubt ihr, ich werde die Farbe des Veilchens bewundern und seinen Duft verabscheuen? Ich für meinen Theil mag meine Menschennatur nicht durch eine unsinnige Heuchelei entstellen, ich suche am Weib in jeder Beziehung

das Weibliche, verhärte mich in keiner Beziehung gegen dessen Reize und finde keinen Geschmack an Weibercharakteren, welche man durch Zutheilung abstoßender oder durch Hinwegnahme anziehender Eigenschaften zu Idealen machen will. Weder eine Diana oder Pallas, noch eine Maria oder „Neue Heloise," noch sonst eine unnatürliche oder krankhafte Figur der Mythologie und Romane, der Poesie und Malerei, sondern die frische, lebenvolle, liebeweckende und liebeverheißende Venus allein führt mich, eine edle Geistigkeit vorausgesetzt, zu einem Ideal des Weibes. Die Körperlichkeit, die Sinnlichkeit ist bei ihm natürlich kein Nebenelement, da der Liebreiz seine Hauptugend ist. Deshalb scheint mir auch die Venus Urania eine verfehlte oder überflüssige Figur zu sein, denn man soll, wie nirgendwo, so am Wenigsten beim Weibe die Geistigkeit und die Sinnlichkeit trennen wollen. Zwischen der Venus Urania und der Vulgivaga gibt es noch einen mittleren Platz auszufüllen. Neben der sinnlichen Liebenswürdigkeit der Weiber besteht freilich auch eine von ihr unabhängige, bloß innere, die Liebenswürdigkeit der Herzensgüte. Aber bei dieser Liebenswürdigkeit, welche sich von der spezifisch

weiblichen in die allgemein menschliche verliert, kann ich für meinen Theil, wenn sie allein steht, es bloß zur Verehrung bringen; sie kann Freundschaft einflößen, nicht Liebe. Finden sich beide Liebenswürdigkeiten beisammen (wie es z. B. bei unsrer armen Anadyomene der Fall ist), so „hat das Herz Alles, was es begehrt"; soll ich aber zwischen der bloßen Liebe und der bloßen Verehrung, also zwischen der Geliebten und der Freundinn wählen, so werfe ich mich, denn die Liebe, die Geschlechtsliebe ist das Band zwischen Mann und Weib, ohne Bedenken der Venus in die Arme und lasse dem guten Geschmack des ganzen Menschen sein Recht wiederfahren, soweit nicht eine wirkliche Pflicht Ansprüche auf — „Tugend" macht. Göthe sagt mit Recht: „ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt"; wie sollte denn ohne die Liebe das Weib noch Weib sein? Und wie sollte der ein Mann sein, der die Weiber verehrt — „ohne die Liebe", die ganze Liebe? Wer ein Knecht der Venus ist, den verachte ich, wer gegen die Reize der Venus stumpf ist, den bedaure ich. Wer die Weiber nicht liebt, ist kein Mann, und wer kein Mann ist, kann auch kein Mensch sein. — Doch vergessen

wir über der Liebe ihre neue Repräsentantinn nicht.

Also Anadyomene hat einen schönen Kopf und einen schönen Wuchs; aber sie hat auch noch eine dritte Eigenschaft, bei deren Beurtheilung man in der Regel zu blind oder zu nachsichtig ist, nämlich jene reine, weißzähnige, vollständige Gesundheit, ohne welche der Begriff wahrer Schönheit nicht bestehen kann. Der verweichlichte oder raffinirende Geschmack läßt sich so oft durch Erscheinungen fesseln, welche nur die Wirkungen krankhafter Ursachen sind. Eine „interessante Bläſſe", ein „schmachtendes Auge" u. s. w. erscheint Manchem als ein höchstes Attribut der Schönheit, während ein gesunder Geschmack und Blick sofort die Folgen und Nebeneigenschaften zu beurtheilen weiß, welche mit solchen Attributen in der Regel zusammenhängen. Eine allgemeine Doktrin läßt sich über dies delikate Thema nicht gut aufstellen; man muß es dabei auf die Beurtheilung des besondern Falles ankommen lassen. Bei unsrer Anadyomene bietet sich ein solcher Fall dar. In's Einzelne gehen kann ich aber bei ihr nicht; genug, sie war schön und war gesund, gesund von Kopf, gesund von Herzen, gesund von

Körper, gesund und rein wie eine Blume des Frühlings.

Anadyomene, da stehst du schüchtern und anspruchlos in deiner Schönheit, von der du selbst nichts weißt, und der ungestörte Anblick dieser Schönheit muß mir zu Theil werden für ein Paar Batzen! Du begreifst das Interesse nicht, das der fremde Mann dir beweis't, du machst deine große Armuth und Verlassenheit zum Maßstab der Güte, die du ihm zuschreibst, und in seiner Gesellschaft erhebt dich der Anblick von geschmacktödtenden Bildern, die ein gemeiner Pfuscher dir vorführt, hoch über das Elend, welchem dein junges Leben und deine Schönheit nutzlos zum Opfer wird. Warum konnte der Zufall, welcher mich zu dir geführt hat, keine Gelegenheit schaffen, deinen Geist zu bilden, und keine Mittel, deine Schönheit aus den Klauen der Sorge zu reißen! Anadyomene, gib mir deine Hand! Sie gab mir schüchtern ihre Hand und diese Hand war der einzige Theil, der nicht zu ihrer Schönheit paßte, denn sie war hart und rauh von entwürdigender Arbeit. Anadyomene, woran denkst du, wenn in einzelnen Augenblicken leichte Falten deine schöngeschwungene Stirne verunstalten? „Ach,

man kann es nicht ganz aus dem Kopfe bringen, daß man so viel schaffen muß und immer schaffen!" Die kleine Freude dieses Abends reichte schon hin, ihr einen mahnenden Abstand neben der Freudlosigkeit ihres sonstigen Daseins zu zeigen und ihre begrabenen Hoffnungen als Gespenster heraufzubeschwören. Doch sie ließ sich dadurch nicht zur Schwermuth verleiten, und wenn eine Wolke an ihrer Seele vorübergeflogen war, lächelte sie wieder, als habe sie niemals kennen gelernt, was Sorge und Unglück ist.

Als der Theaterdirektor uns Hand in Hand an seinen Guckkasten treten sah, ließ er uns im Empfang seiner Komplimente gemeinsame Sache machen, indem er seine Einleitungsrede mit den Worten begann. „Meine hohen Herrschaften, Sie sehen hier die Natur und die Menschheit in der Auswahl!"

Anadyomenens Hand zuckte und sie sah, beschämt über die „hohen Herrschaften", zu Boden. Um ihr wieder Muth zu machen, warf ich einen Scherz in die Gesellschaft und fragte den Direktor, ob er bei seiner Ankündigung seine Frau mit gemeint habe und ob die zur Natur oder zur Menschheit gehöre? Der Herr Direktor ließ sich

eine Störung seiner künstlerischen Feierlichkeit auf Kosten seiner Ehehälfte gern gefallen und stellte mir frei, wohin ich die Außerordentliche rechnen wolle. So rechne ich sie denn, erwiederte ich, zur Natur. Wollen Sie nicht die Güte haben, uns an der Frau Direktorinn die Wirkung der Vergrößerungsgläser Ihres Panorama zu zeigen und die Zierliche in einen Guckkasten zu stellen? Ich habe heute hinter den Wolken des Horizonts den hohen Sentis nicht zu Gesicht bekommen können. Ihre Frau hinter dem Vergrößerungsglas würde mir für das Schauspiel hinreichenden Ersatz bieten; der Berg Sentis mißt in der Höhe bloß 7000 und in der Breite zwanzig tausend Fuß."

Der Herr Direktor und seine Gattinn lachten sehr wohlgefällig über diese Schmeichelei, als hätten sie sagen wollen: „Der Herr werden sicher die Scherze, die er sich mit uns erlaubt, reichlich bezahlen, das sieht man seiner Stimmung und seinem ungewöhnlich humanen Wesen an." Anadyomene lachte nicht minder und ihr Blick sprach unverkennbar ihr wachsendes Vertrauen zu dem fremden Manne aus. Die Weiber sind die besten Lebensphilosophen und sie schließen sich am Lieb=

sten dem an, welcher sie in heitere Stimmung zu versetzen weiß, vorausgesetzt, daß er dabei ihnen die Achtung beweis't, die sie verdienen. Zum Weib gehört die Freude wie zur Blume der Frühling. Einer von jenen Narren, welche die Weiber durch Sentimentalität oder Seriosität einzunehmen suchen, hätte weder bei der Anadyomene, noch bei der — Theaterdirektorinn das Glück gemacht, das mir wiederfahren sollte.

Erstes Bild.

Der Direktor: „Hier sehen Sie das große Weltmeer. Von den drei Schiffen, die Sie dort erblicken, gehen vier zu Grunde, denn es weht ein fürchterlicher Sturm. Bei dieser Gelegenheit sind zweihundert Menschen umgekommen; bloß zwei wurden gerettet. Das Weltmeer ist so tief wie der Mont-Blanc und schmeckt salzig. Unten auf dem Grunde wächst nichts als Ungeheuer und Krallen."

Anadyomene war außer sich vor Staunen und Bewunderung. Sie meinte, das Weltmeer müsse noch größer sein, als der Bodensee.

Das Weltmeer, sprach ich, ist so unendlich und tief wie die Liebe. Deshalb haben auch die sinnigen Alten die Göttinn der Liebe aus dem Meer

emporsteigen lassen und sie Anadyomene, die Emporgetauchte, genannt. Andere nennen sie Venus. Sie ist hervorgeblüht aus dem Schaum der See, welcher auf den Spitzen der Wogen glänzt, wie der Schnee auf den Alpen, und rein ist wie eine Blume. Ihr Blick war wie Sonnenglanz auf den Matten und ihr Lächeln wie der Frühling. Wen sie ansah, den bezauberte sie, und wem sie die Hand gab, dessen Blut wallte wie die Wogen des Meeres. Sie war schön genug, um von Allen geliebt zu werden, aber nicht Alle waren weise genug, sie zu lieben. Sie stürzte sich wieder in's Meer, als die Menschheit begann, altklug und hypochondrisch zu werden. Nach ihrem Tode drängte sich in ihren Tempel eine schwindsüchtige Frau, Namens Maria. Jetzt weinte die Menschheit, wie sie früher sich gefreut hatte, und vertauschte die Blumen der Freude mit den Dornen des Schmerzes. Daran haben die Narren schon achtzehnhundert Jahre lang ihre Herzen aufgespießt und geblutet. Aber sie verjüngen sich zum zweiten Mal, sie kommen jetzt wieder zur Besinnung, sie waschen sich beschämt die Flecken ihres dummen Blutes ab und säubern sich die vergreinten Augen. Die Nemesis des

Weltgesetzes hat es sogar gefügt, daß die Befreierinn von dem thränenreichen Unsinn in dem Lande erstanden ist, wo fast die meisten Thränen und das meiste Blut auf den Altar des „Schmerzenreichen" geflossen sind. In dem Lande Baiern ist eine neue Göttinn der Liebe erschienen, welche man die Anadyomene des Bodensee's nennt, aus dessen Schaum sie emporgestiegen. Sie wird neues Blut in die gedörrten Herzen gießen, sie wird die dumpfen Köpfe mit dem Stral ihres Blicks erleuchten und — die Nonnenklöster in Venustempel verwandeln. Sie wird die griechische Anadyomene in die Erinnerung zurückrufen, aber sie mit der tiefern Innigkeit ihres germanischen Blutes bereichern. Haben Sie noch nicht von ihr gehört? Wenn der König Ludwig sie kennte, so würden Sie ihr Bild in Ermangelung eines Spiegels in der Walhalla sehen können."

Anadyomene verstand mich nicht ganz und lachte. Der Herr Direktor lächelte ebenfalls und gab sich die Miene, als verstehe er mich. Die alte Direktorinn, das verwünschte Zigeunergesicht, glaubte mich am Besten zu verstehen.

Ich fuhr fort: Auf dem mittelsten der Schiffe, welche hier zu Grunde gehen, erblicken Sie ein

schönes Weib mit schwarzem Haar und rothem Gewand, das sich die Hände ringt. Sie war zu Schiff gegangen um ihren Geliebten aufzusuchen, den die Seeräuber mitgenommen hatten. Den Geliebten, welcher unterdessen den Räubern entkommen war, erblicken Sie ihn dort auf dem andern Schiff, welches, auf der Heimkehr begriffen, zufällig demjenigen seiner Geliebten begegnet. Sie streckt ihm sehnsüchtig die Arme entgegen, doch in dem Augenblick, wo er sie bemerkt, geht er zu zu Grunde. Sie aber wird gerettet von einem teutschen Flüchtling, der auf ihrem Schiff nach Amerika reisen wollte; dieß sind die zwei geretteten Personen, von welchen der Herr Direktor gesprochen hat. Was hätten Sie an der Stelle des schönen Weibes in Amerika gethan?

Anadyomene sprach: ich hätte mich todt geweint oder —

Oder mich auch in das Meer gestürzt, wollte sie sagen. Aber sie besann sich, denn Anadyomene war keine Närrinn.

Wissen Sie, sprach ich, was jenes schöne Weib that? Sie weinte sich fast die Augen aus. Aber ihr Retter tröstete sie als treuer Freund und darauf liebte sie ihren Retter nicht minder, als

sie den Verlorenen geliebt hatte. That sie daran recht?

Anadyomene sprach: Das kann Niemand wissen, der nicht selbst in solcher Lage gewesen ist.

Zweites Bild.

Der Direktor: Hier ist Seine Königliche Hoheit der Herzog von Orleans zu sehen wie er aus dem Wagen springt, weil die Pferde wild werden; er stürzt mit dem Kopf auf einen Stein und —

Ich (ihn unterbrechend): Sie sehen hier, meine Freundinn, den Kaiser Olim den Großen, wie er den Hals bricht.

Der Direktor (beleidigt): Es ist der Herzog von Orleans —

Ich: Olim der Große war —

Der Direktor: Sie erlauben, ich muß das besser wissen, es ist der Herzog von Orleans, der Sohn von —

Ich: Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich habe Olim den Großen persönlich gekannt und dieß Bild gleicht ihm auf ein Haar. Also, meine Freundinn, Olim der Große war ein großer Narr und Despot. Er glaubte der größte Kopf seiner Zeit zu sein und Alles besser zu wissen,

als andre Leute; dabei hatte er einen so kurzen Hals, daß er sich einbildete, er könne nicht geköpft werden, wie es andern Despoten begegnet ist, und deshalb regierte er mit seinen dummen Ministern drauf los wie besessen. Aber mit seinem Hals verrechnete er sich wie mit seinem Kopf. Der Wagen, den Sie hier sehen, ist der Staat; die zwei Lakaien sind die Minister des Innern und des Kultus; die wild gewordenen Pferde sind das Volk. Olim hatte dem Volk die Zügel zu scharf anziehen lassen, deshalb wurde es unruhig, ging ihm durch und zeigte ihm an diesem Prallstein, daß man einen Hals, der zu kurz ist, um geköpft zu werden, desto leichter brechen kann. Da liegt Olim nun mit gebrochenem Hals. Sehen Sie den gebrochenen Hals! So sieht ein gebrochener Kaiserhals aus. Sehen Sie gern einen gebrochenen Kaiserhals? Mögten Sie lieber einen gebrochenen oder einen ungebrochenen Kaiserhals umhalsen? Ha! Sie an einem Kaiserhals! Ich würde Sie mit diesem Uhrschlüssel erschießen. Dort im Hintergrund sehen Sie eine schwarze Gestalt um die Ecke eilen, die aussieht wie ein wildes Schwein. Es ist aber der Teufel, der heraneilt, um Olim den Großen zu holen.

Glauben Sie an den Teufel? Es gibt natürlich so wenig einen Teufel als sein Gegentheil, aber man kann ihn im gewöhnlichen Leben noch nicht entbehren, wenn man gewisse Leute will holen lassen. Frau Direktorinn, was halten Sie vom Teufel? Sie sind jeden Falls vor ihm sicher, denn wollte er Sie holen, so müßte er so viel Gehülfen mitbringen, daß unterdessen in der unbewachten Hölle eine Revolution ausbrechen würde. An Olim dem Großen, der hier etwas zu schmächtig abgebildet ist, hat er zwar auch genug zu tragen, aber bei dessen Transport hat er keine unterirdische Hülfe nöthig, weil ihm Olims getreue Unterthanen freudigen Beistand leisten. Herr Direktor, Sie müßten Olim etwas mehr Korpulenz und dem Teufel etwas mehr Ausdruck geben, bloß ein Paar Pinselstriche —

Der Direktor: Mein werther Herr, Sie irren sich mit dem Teufel wie mit dem Kaiser Olim. Die schwarze Figur ist ein Priester, welcher dem sterbenden Herzog den letzten Dienst leisten will!

Der Direktor nahm ein ganz religiöses Air an, wurde sehr ernsthaft und machte eine Miene, als habe er Lust mir zu sagen, ich sei verrückt. Anadyomene aber lachte laut auf über seinen

Aerger und die Direktorinn nicht minder, um sich wegen des Bergs Sentis zu rächen.

Drittes Bild.

Der Direktor: Was Sie hier sehen, ist die Krönung Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus von Rußland. Um den Thron Sr. Majestät herum —

Ich: Dieß Bild, meine Freundinn, ist ein sogenannt romantisches, es zeigt Ihnen die Krönung Sr. Majestät des Kaisers A. A. L. Follen von Zürich.

Der Direktor: Des Kaisers Nikolaus, mein Herr!

Ich: Der Kaiser Follen war früher Student, er studirte Nibelungen, Kameralia, die Hasenhaide und teutsches Kaiserthum; beim Examen ließ ihn die Polizei aber durchfallen, worauf er im Ausland Republikaner wurde. Das that er indeß bloß, um den Brutus zu spielen, und diese Rolle spielte er so gut, daß die teutsche Polizei ihn wirklich für einen Anhänger der Republik hielt, und da sie vor solchen Republikanern sich völlig sicher weiß, den umgekehrten Brutus einlud, wieder in's Land zu kommen. Dort sammelte aber der Schlaue im Geheimen seine Turnvasallen, erließ eine Proklamation in Sonetten, stellte

seine Sache unter den Schutz der Jungfrau Maria und turnte seine Nebenbuhler aus dem Lande hinaus. Bloß Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste hielt ihm Stand, weil der ebenfalls Absichten und Ansprüche auf die teutsche Kaiserkrone hatte. Bei der Hauptstadt Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth kam es zum Treffen, worin Heinrich der Zweiundsiebenzigtausendste, vergebens auf „seinem Prinzip herumreitend", und seine sämmtlichen Truppen, aus sechs Nachtwächtern, zwei Polizisten und einem Landstürmer bestehend, nach heißem Strauß in die Flucht geturnt wurden. Dort auf dem Bild sehen Sie die Sieger von Reuß-Kreuz-Steiß-Schwerenoth ihren kaiserlichen Gebieter in Staatsuniform umgeben. Sie sehen ihnen zwar an, daß sie trotz ihrer Beschränktheit sämmtlich gescheidter sind, als Se. Majestät, aber eben aus diesem Grunde geben sie ihm den Vorzug, denn bei einer Krone kommt es wie bei einer Perrücke nur auf einen gehörigen Stock an, der sie trägt. Sie nennen sich sämmtlich Romantiker und das neue Reich germanisch-romantisches Kaiserreich. Die tapfersten unter ihnen heißen Einhorn, Schilling, Dörres, Wenzel, Löwe, Stutenberg u. s. w., lauter Namen aus den drei Naturreichen, in

welchen die Romantik ursprünglich zu Hause ist. Sie passen zwar persönlich schlecht zusammen, aber eben deshalb vertragen sie sich; sie nennen das organisch, sobald sie nur über die Romantik im Allgemeinen einverstanden sind, deren Wesen darin besteht, daß sie Alles zu einem Ganzen zusammenbringt, was seine Existenz nicht rechtfertigen kann durch die Vernunft. Doch Sie sehen mich so betroffen an. Billigen Sie etwa meine Worte nicht? Es ist so süß, Opium zu trinken und dann zu träumen. Sind Sie etwa nicht eine germanische Griechinn, sondern eine germanische Mahomedanerinn? Erblicken Sie dort den Zauberer Merlin? Er verwandelt auf der Stelle Alles, was Sie sehen und empfinden. Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn und sieben Ritter freien ein einziges Fräulein. Der Orden des Schwans stralt durch die Helle der Nacht und sämmtliche Hunde bellen inbrünstig zu ihrem Herrn empor, denn die Sage der Vorzeit ist der Brunnen aller Vernunft. Unter den Fittigen der sanften Glockentöne, welche aus der Enge des Thals herüberklingen, ziehen die Mägdelein ihre Trauerkleider an und der Hirsch dürstet nach der Quelle, denn Gott ist die ewige Liebe. Sechs aufge-

hängte Mönche stürmen das Schloß des Frevlers und das Jagdhorn erschallt durch die Wälder der Finsterniß, denn die Sündhaftigkeit der Herzen schreit nach Veilchenduft und Rache durch die Hallen des Mondscheins in Germanien. Doch als der Mord des Grafen vollbracht war, erbebten die Kellergewölbe des hohen Doms von den Schlägen der Ewigkeit und die organische Entwickelung der Unterwelt prangte im Glanze der Wahrheit, denn die Unterthanentreue ist die edelste Tugend eines ritterlichen Herzens. Selbst Balduin, den niemals ein Weib gerührt hatte, war betroffen von so viel Hoheit, denn die Tautousie schwang sich auf den Fittigen der Offenbarung über die Kluft der Heterousie in die Arme der Homousie. Während aber die Tafelrunde versammelt war, girrten die Meistersänger in der süßen Harmonie des Friedhofs für Gott, Kaiser und Vaterland und Emma lächelte sanft und der Kaiser legte seine Hand auf das Haupt des Neugebornen, denn der Herr ist der Herr und sein Wort ist unser Hort und die Pforten der Hölle sollen den Unsinn nicht überwältigen ewiglich. — Wissen Sie, meine Freundinn, was Romantik ist?

Anadyomene: Von Dem, was Sie mir da erzählt haben, wird mir ganz dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ich: Recht so! Jetzt wissen Sie, was Romantik ist.

Direktorinn: Mein Gott, lieber Herr, wie schön haben Sie da gesprochen! Was Sie für einen Verstand haben, daß Sie so schöne Dinge auswendig wissen! Wollten Sie nicht die Güte haben, sie auch meinem Mann zu lehren? Wir würden doppeltes Geld verdienen.

Ich: Ich will Ihnen ein Empfehlungschreiben an den Kaiser Follen und seine Berliner Freunde mitgeben, die lehren Ihnen noch weit schönere Dinge.

Viertes Bild.

Direktor: Dies Bild wird den hohen Herrschaften besonders gefallen. Es stellt den Sultan von Konstantinopel vor, wie er im Schooße seiner Sklavinnen dasitzt und seine Pfeife raucht. Er hat mehrere hundert der schönsten Weiber aus dem Lande Zirkassius, die er alle gekauft hat, und kein Mann darf sie sehen und sie kommen niemals an die Luft.

Anadyomene: Schade, daß ich ihnen mein Ge-

schäft nicht übertragen kann! Sie würden dann genug an die Luft kommen.

Ich: Sie verständen sich also vielleicht zu einem Tausch?

Anadyomene: Was denken Sie? Ich sollte eine Sklavinn werden?

Ich: Sind Sie es jetzt nicht auch?

Anadyomene: Wohl bin ich es, aber nur so lang ich will. Glauben Sie, es zwinge mich ein Anderer, als ich selbst? Und diese Frauenzimmer sind noch dazu gekauft! Pfui! Wie kann ein Mann ein Frauenzimmer lieben, das er gekauft hat, und wie kann sich ein Frauenzimmer kaufen lassen?

Ich: Anadyomene, wenn ich so reich wäre, wie der Sultan, und ich böte eine Million für Sie, würden Sie sich nicht entschließen, mein zu werden?

Anadyomene (etwas aufgeregt): Nicht für hundert Millionen! Wenn ich aber frei wäre und Sie böten gar nichts —

Bei diesen Worten hielt sie plötzlich ein, wurde roth, riß ihre Hand aus der meinigen, kehrte sich um und wollte entfliehen, um nicht den Folgen ihrer liebenswürdigen Uebereilung ausgesetzt zu sein. Ich holte sie aber ein und führte sie, um

ihrer Verlegenheit ein Ende zu machen, vor ein neues Bild.

Fünftes Bild.

Direktor: Jetzt erblicken Sie die berühmte Julirevolution in der Hauptstadt Paris, wo die Franzosen ihre Freiheit und ihren König verloren —

Ich: Schrecklich! Die Freiheit und den König verlieren! Wenn es doch bloß die erstere gewesen wäre! Aber den König dazu, das ist zu hart. Uebrigens, meine Freundinn, lassen Sie sich von dem Herrn Direktor nichts vormachen. Was Sie da sehen, ist nicht die Julirevolution, sondern die Revolution unserer Landsleute, der Teutschen. Die können eher einen solchen Streich wagen, als die Franzosen, denn Freiheit haben sie nicht zu verlieren und an Königen haben sie solchen Ueberfluß, daß der Vorrath durch ein Paar Dutzend Revolutionen noch nicht erschöpft wird. Es ist übrigens weder die Freiheit, noch ein König, was die Revolution hervorgebracht hat, die Sie hier sehen. Mit solchen Nebensachen geben sich unsere Landsleute nicht ab. Aber zwei ganz andere Dinge sind es, wodurch sie rebellisch gemacht werden: ihre Revolution kommt entweder aus dem Bier-

haus, oder aus der Kirche. Sie revoltiren nicht mit dem Kopf, sondern nur mit dem Unterleib. Dies Bild zeigt Ihnen eine Revolution, die entstanden ist, weil die Wirthe die Biergläser von den Deckeln befreien und die Pfaffen die Hostien zur Abwechselung viereckig machen wollten. Diese wichtigen Dinge sind es, wofür unsere Landsleute im Namen des Volks und im Namen ihres Gottes todtschlagen und sich todtschlagen lassen. Man mag sie beschimpfen, man mag sie schinden, man mag sie mit Füßen treten: solche bloß äußere Affektionen kümmern sie nicht, wenn sie nur ihr Inneres, ihr Ideal, ihr Heiligstes unversehrt erhalten, wenn man ihnen nur die althergebrachten Biergläser mit Deckeln und runde Hostien läßt. Die Glücklichen! Sehen Sie, wie sie triumphiren! Ihre Revolution ist gelungen und der Mann des Volkes, den Sie dort auf dem Balkon zu der begeisterten Menge sprechen sehen, schließt seine Rede mit folgenden Worten: „so trage denn die Geschichte mit ihrem erhabenen Griffel in das Tagebuch der Ewigkeit den ewig denkwürdigen Tag ein, an welchem wir unser Herzblut vergossen und nicht umsonst vergossen haben für die höchsten Güter, welche dem sterblichen Auge winken als

himmlischer Preis des irdischen Strebens! Sie zeichne die Begeisterung auf, welche uns erfüllt, sie zeichne die Aufopferung auf, mit welcher wir für das heilige Recht der Vorfahren gestritten, sie zeichne die Treue auf, mit welcher wir dabei am angestammten Herrscherhaus festgehalten, sie zeichne zur Einleitung einer neuen Epoche die hohen Güter auf, welche wir im Dienst der Menschheit für immer errungen haben. Denkt euch unsere Biergläser ohne Deckel, denkt euch die Hostien in der höllischen Gestalt des Vierecks! Nein, wir hätten es nie, nimmermehr ertragen, die Schmach würde uns erdrückt haben. Doch freuen wir uns jetzt der glücklichen Zukunft, die uns winkt, und zum Beweis, ihr Brüder, daß ihr unser Glück vollständig zu würdigen wißt, stimmt mit mir ein in den Ausdruck des Gefühls, das in mir gährt und aufhüpft, wie der göttliche Geist des Biers in der frischgefüllten Tonne: hoch lebe unser heißgeliebter König Radisius, unter dessen erhabenem Szepter wir fortan in alle Ewigkeit Bier aus bedeckelten Gläsern trinken und runde Hostien zu uns nehmen können!"

Sie sehen, meine Freundinn, Alles, was lebt, stimmt ein in den begeisterten Ruf. Sogar den

Todten gibt er Leben. Sehen Sie dort nicht an der Straßenecke ein weißes Frauenzimmer zu Boden stürzen? Es ist eine marmorne Büste der Freiheit, welche in Ohnmacht fällt vor lauter —

Sechstes Bild.

Direktor: Zum Schluß noch ein sehr schönes Bild. Ein Lustschloß des Königs von X.

Ich: Des Sultans von X., wollten Sie sagen. Meine Freundinn, der Herr Direktor mögte Ihnen einbilden, daß zwischen einem König von X. und einem Sultan von Konstantinopel ein Unterschied sei. Es ist der Unterschied zwischen einem Alligator und einem Krokodil. Uebrigens merkt man unserm Herrn Direktor an, daß er ein guter Teutscher ist. Unter seinen sechs Bildern, welche uns die „Natur und die Menschheit in der Auswahl" vorführen, haben fünf mit Königen, Kaisern und Sultanen zu thun. Ja, wenn wir genau zusehen, so entdecken wir auf dem sechsten auch noch ein gekröntes Haupt, vielleicht den Kaiser des Meeres, den Haifisch.

Doch nun, Anadyomene, lassen Sie uns dies Lustschloß etwas näher betrachten. Wie reizend es sich auf der kleinen Insel erhebt, welche vor der romantischen, üppig bewaldeten Felsküste wie

ein Brautschmuck an dem Busen der See prangt! Welch ein milder, blauer, wollüstiger Himmel! Welche trauliche, gesicherte Einsamkeit! Kein Wesen ringsum, kein Schiff, kein Kahn, kein Ruhestörer, kein Verfolger! Nur dort in der kleinen Bucht die zierliche Gondel, welche nach der Liebe rathen läßt, die sich eben in diese Einsamkeit gestohlen hat. Wahrlich, Anadyomene, dieses träumende Schloß mit seinem geheimnißvollen Bau muß ein Asyl der Liebe sein. Dorthin sich zu stehlen in zärtlichem Einverständniß, dort verschollen zu sein in einsamer Seligkeit, in jenen traulichen Gemächern sich zu verstecken, in diesen Gebüschen zu träumen, in jenen Grotten zu ruhen, auf diesen Wellen sich zu schaukeln — wer vermag die Freuden auszudenken, deren Paradies diese Insel sein muß!

Und doch, Anadyomene, auf dieser schönen, stillen Liebesinsel brütet der Ekel und der Fluch! Dort wohnt nicht die Liebe, dort wohnt das Laster, denn die Liebe, welche in dieser Einsamkeit schwelgt, ist die Liebe von Despoten. Glauben Sie, daß ein Despot lieben könne? Nur wer den Menschen achtet, kann den Menschen lieben, und nur Der achtet ihn, der ihn frei wissen will, und nur

Der will ihn frei wissen, der ihn sich gleichstellt. Wer sich als ein bevorzugtes Wesen von den übrigen Menschen absondert, ist ihr Feind; wer sich als Herrn und die Andern als Diener betrachtet, der gebraucht die Menschen nur als verächtliches Werkzeug des rohesten Egoismus. Ein Despot kann keinen Freund, sondern nur Höflinge haben; eben so kann er keine Geliebte, er kann nur Maitressen haben, und Maitresse eines Fürsten zu sein ist schmachvoller, als Kebsweib eines Bettlers zu sein. O könnte man, nachdem die Ehrlosigkeit der Männer unheilbar geworden, wenigstens die Menschenwürde der Weiber sicher stellen, könnte man ihre Herzen mit kochendem Abscheu vor der Erniedrigung erfüllen, als Buhlerinnen in den Armen eines Menschenverächters zu liegen! Buhlt doch keine Taube nach der Umarmung des Habichts, und ist etwa zwischen der Taube und dem Habicht ein größerer Unterschied, als zwischen einem edlen Weibe und einem aus der Menschheit herausgetretenen Gewaltwesen? Fliehen sollte Alles, was Schönheit zu verschenken und Zärtlichkeit auszutauschen hat, vor diesen herzlosen Lüstlingen, welche das herrlichste Weib nur betrachten können wie eine käufliche Frucht, deren

Schale sie unter die Füße treten, wenn sie das Herz verzehrt haben. Einsam sollten sie dastehen in der Liebe, wie sie einsam dastehen wollen in den Rechten, und selbst kein Auswurf der Bordelle, die sie bevölkert haben, möge sich mehr ihrer allerhöchsten Brunst erbarmen!

Blicken Sie dieses Schloß noch einmal an! Erscheint es Ihnen noch im Schimmer der Freude? Seine Abgeschiedenheit wird jetzt zum Gefängniß, seine Einsamkeit wird Tod. Wie manches Weib, von dem geistlosen Prunk der fürstlichen Stellung bestochen, von den geübten Lügen der höfischen Verführung betrogen, mag dort seine Erniedrigung gefeiert und den Wurm des Verderbens in sein Herz aufgenommen haben! Wie manche Unschuld, wie manches Glück mag dort durch die Mittel der Gewalt, der Intrigue, der Schlechtigkeit den krankhaften Begierden entnervter Lüstlinge geopfert worden sein! Ja, meine Freundinn, Sie werden Ihrer Phantasie keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen haben, wenn Sie auf dem Boden des Meers, das so unschuldig und traulich sich um diese stille Insel schmiegt, die versenkten Leichen von Unglücklichen sehen, welche der gesättigten Lust unbequem geworden und nicht mit glei-

cher Gefügigkeit dem Ueberdruß weichen konnten, womit sie der Begierde gefolgt waren.

Anadyomene, wie kann dein Geschlecht sich noch preisgeben den entarteten Trägern der Gewalt! Gibt es keine Männer, keine Menschen mehr, denen ihr eure Liebe schenken könnt? Müßt ihr sie wegwerfen an die Unmenschen und Popanze? Die sogenannten Männer möͤgten mit dem Zwang der Gewalt ihre Entwürdigung entschuldigen; aber ist es auch Zwang, was euch Weiber entwürdigt? Wird eure Liebe von der Polizei gefodert, wie der Gehorsam der Männer? Kommt doch endlich in der Macht eurer Liebenswürdigkeit zum Selbstgefühl und Bewußtsein und fragt, ehe ihr eure Liebe verschenkt, nach der Würdigkeit Dessen, der sie fodert. Anadyomene, ich erhebe dich auf den Thron! Ich theile dir die Rolle der Beglückerinn zu. Hausire nicht mehr um deinen See, hausire durch die Welt und klopfe an den Thüren der Freien an und der Despoten. Wer ein freies Herz im Busen trägt, den belohne mit deinem beseligenden Kuß und in der Brust der Despoten zünde die Hölle hoffnungsloser Leidenschaft an. Ja, Anadyomene, „gehe hin in alle Welt und lehre," lehre die Liebe, die stolze Liebe, die Liebe,

welche der Preis der Freiheit ist. Entflamme dein Geschlecht! Begeistere es mit den Gedanken der Freiheit! Ja, ihr Weiber, ihr müßt uns helfen die Freiheit erringen! Wenn ihr bedächtet, daß die Zeit eures wahren Glückes und eurer wahren Ehre nur mit dem Morgen der Freiheit anbrechen wird, ihr würdet eifriger nach ihr ringen, als die Männer, welche, so lang ihr Weiber noch vorhanden seid, ihren elenden Trost darin zu finden scheinen, daß sie, selbst Sklaven der Despoten, wenigstens Gebieter von — Sklavinnen sind!

Anadyomene hatte meinen Deklamationen sehr aufmerksam und nachdenklich zugehört. Der Herr Direktor und seine Ehehälfte langweilten sich bis zum Gähnen und mehrere Male ließ mich der gähnende Berg Sentis in einen Krater hinabsehen, welcher zu dem Bild der italienischen Liebesinsel eine ganz vesuvische Staffage bildete. Es wurde Zeit, daß ich ein anderes Thema auf die Beine brachte. Ich lud daher die Gesellschaft ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken und bat die Frau Direktorinn, die Ehre des Hauses wahrzunehmen. Ihr Gesicht stralte in neuem Glanz bei dieser angenehmen Ueberraschung und in wenig Minuten

hatte sie ein kleines Gelag arrangirt. Sie bediente uns mit bestem „alten" und vergaß zugleich nicht, für die Damen einige Süßigkeiten zu besorgen. So saßen wir denn in malerischer Gruppirung um den Tisch und ließen die Funken unserer Geister umhersprühen. Der Herr Direktor war, als ich ihm einige Male hinter einander aus der breithalsigen großen Flasche eingeschenkt hatte, die Gesprächigkeit selbst geworden und begann seinen reichen Anekdotenschatz zu leeren. Später fiel mir auf, daß er von Zeit zu Zeit verschwand und nach einer Minute immer wieder hinter seinem Glase saß. Als ich dem Geheimniß nachforschte, ergab es sich, daß er zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, indem er abwechselnd in die Wirthsstube hinunter lief, um die Gäste zur Besichtigung seines Panorama zu haranguiren. „Hier ist zu sehen das große Panorama, oder Auswahl der Natur und der Menschheit." So war er fortwährend in Aktivität, oben dem Glase zusprechend und unten den Gästen. Glücklicher Weise fand sich kein Publikum ein, uns zu stören. Die arme Anadyomene, deren schöne Lippen lange kein Wein benetzt haben mogte, ließ sich auf mein Zureden den „alten" ebenfalls wohl schmecken. Ihre Wangen

färbten sich mit dem blühendsten Roth und ihre Augen blitzten in lodernder Munterkeit. Ihre Laune wagte sich immer kecker hervor und sie half mir redlich den Berg Sentis mit Glossen überschütten. Sie war noch weit reizender als zuvor, so daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Bewunderung ihrer Schönheit offen an den Tag zu legen.

Die Frau Direktorinn oder die Frau Sentis, deren Theilnahme am Diskurs sich bis dahin fast nur auf Lachen und Trinken beschränkt hatte, wurde bei meinen Bemerkungen über Schönheit von gewaltigen Seufzereruptionen heimgesucht, überzog die räucherigen Speckseiten ihres Gesichts mit dem Flor tiefer Schwermuth und brach dann in die erschütternden Worte aus: „Ach, Schönheit! Auch ich habe meine Zeiten gehabt! Als ich noch jung war, sprachen mehr Leute mit mir, als jetzt, und keine geringe! Uebrigens kommt sehr viel auf den Anzug an, und heute“ — bei diesen Worten sah sie auf ihren Busen und lächelte verführerisch-anmuthig. Anadyomene und ich (der Herr Direktor war eben in der Wirthsstube) platzten in ein schallendes Gelächter aus, worein die Direktorinn einstimmte, als ich den Berg Sentis in

einer ganz neuen Applikation wieder zur Sprache brachte. Dann ergriff sie ihr Glas und schlug vor, auf meine Gesundheit zu trinken. „Wir wollen den artigen Herrn leben lassen, der uns so viel Ehre erweis't und — setzte sie mit einer kupplerischen Hindeutung auf Anadyomene hinzu — und Ihnen gewiß noch viel Ehre erweisen wird!"

Anadyomene verstand den Wink nicht und trank unbefangen auf meine Gesundheit. Mir aber hatte die Kupplerfratze, welche ich plötzlich durch die Züge der Alten hervorgrinsen sah, großen Ekel verursacht. Nicht als hätte sich durch ihre Zumuthung meine Tugendhaftigkeit empört gefühlt, denn ich würde es sogar für eine Beleidigung gehalten haben, wenn man mir an der Seite der schönen Anadyomene eine tugendhafte Unempfindlichkeit zugetraut hätte; aber daß sich zwischen dieß schöne, unbefangene Weib und mich jener alte Zigeunerpudel als Kuppler zu drängen und die vorausgesetzten Möglichkeiten unseres nur von der ordinairsten Seite aufgefaßten Verhältnisses durch ihre sklavenhaften Begriffe von „Ehrerweisung" zu entwürdigen begann, dieß war durchaus geeignet, auch einem Abgehärteten die Stimmung zu verderben. Ich erwiederte den Toast der Alten

mit einem Toast auf Anadyomene, „welche allein an diesem Abend Ehren erweise, indem sie sogar in Gesellschaft von Leuten sitze, die nicht werth seien, ihr die Schuhriemen aufzulösen."

Die Alte meinte, ich sei gar zu bescheiden, und verleitete durch dieß naive Mißverständniß auch Anadyomene, meine Worte für eine ihr erwiesene Schmeichelei zu halten. Ich wurde dadurch genöthigt, noch einen dritten Toast folgen zu lassen, worin ich das gute Gewissen der Frau Direktorinn leben ließ.

Die Frau Direktorinn und meine Uhr hatten mich an die Post erinnert. Ich nahm also Abschied, und zwar möglichst kurzen, obschon Anadyomene deutlich genug verrieth, daß es ihr nicht um das Abschiednehmen zu thun war. Ich nahm sie bei Seite, drückte ihre Hand und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Was war es? Ich verrathe es nicht. Wenn mich aber Jemand auf's Gewissen fragt, ob ich nichts Weiteres zu gestehen habe, so antworte ich: ich habe es mit keinem Wort veranlaßt, daß, als ich die Treppe hinunter war, Anadyomene mir bis vor die Hausthüre nachgeschlichen kam, sich mir um den Hals warf, mir einen brennenden Kuß auf die Lippen

drückte, dann in großer Bewegung sich losriß und verschwand. Bis jetzt habe ich sie nicht wiedergesehen.

Ich war der einzige Passagier und konnte mich im Postwagen ungestört den nächtlichen Reisebetrachtungen überlassen. Nach einer Weile wurde die Thätigkeit meiner Phantasie plötzlich unterbrochen, indem mir Jemand auf die rechte Schulter klopfte und sich eine Frauenstimme neben mir vernehmen ließ. War es Anadyomene? Ich konnte es in der Dunkelheit nicht entscheiden, doch errathe man es aus folgender Anrede:

„Du glaubst heute Abend einen Spaß erlebt zu haben; denkst du auch an den Ernst? Wenn es dir vielleicht keine Qual verursacht, ohne jenes Weib zu sein; wird es auch ihr keine Qual verursachen, fortan ohne dich zu sein? Deine Welt ist reicher, als die ihrige, und an deinem Geist gehen hundert Gedanken und Erscheinungen vorüber, welche die Erscheinung der armen Anadyomene verdrängen können; aber bist du in ihrer Welt nicht als eine Erscheinung aufgetaucht, welche dieselbe ganz auszufüllen im Stande ist? Hinterlässest du ihr jetzt nicht die Qualen einer tödtenden Leere? Hat je ein Mann deiner Art dem armen Weibe so viel Aufmerksamkeit und Freund-

lichkeit bewiesen, und jetzt stürzest du sie plötzlich zurück in die alte Verlassenheit? Hast du nicht unerwartet ihre Phantasie mit Bildern überwältigt, welche eine Umwälzung in ihrer ganzen Gedankenwelt hervorbringen können? Wenn ihr jetzt ihre Lage völlig unerträglich geworden, wenn es sie jetzt nach einer unbestimmten Aenderung drängt, wenn sie neue Wünsche, neue Ansprüche, neue Hoffnungen kennen gelernt hat und wenn die Nichtbefriedigung sie doppelt unglücklich macht — wer trägt die Schuld? Hat nicht ihre Aufregung es deutlich genug ausgesprochen, daß du ihr eine Zukunft eröffnet hast, die du nicht verwirklichen kannst? Hast du nicht ihre Phantasie erhitzt und bist du dabei dessen eingedenk gewesen, was dir einst ein Weib erklärt hat, welches der Anadyomene an Schönheit nichts nachgab und geistvoller war, als sie, „daß nämlich die Phantasie beim Weibe die offene Thüre des Herzens sey?" Wenn du durch diese Thüre in das Herz der Wehrlosen auch nicht den Brand hineingeworfen hast, um es brennen zu sehen, mußtest du nicht die Folgen voraus berechnen und die ganze Szene vermeiden? Hast du nicht in der Meinung, der Armen und dir einen heitern Abend zu bereiten, ein leicht-

fertiges Spiel mit ihr getrieben? Weißt du nicht, daß es unter den gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnissen mitunter grausam sein kann, menschlich zu sein? Du hast ihr verrathen, daß sie schön ist; wer erkennt ihre Schönheit an? Du hast ihr gezeigt, daß sie Theilnahme verdient; wer beweis't ihr Theilnahme? Du hast ihr gesagt, daß sie glücklich sein müsse; wer macht sie glücklich? Früher hat sie sich gefügt in ihr Schicksal, weil ihr Niemand den Glauben an die Möglichkeit einer Besserung verrathen, sie hat als Frau und Mutter mehr als ihre Pflichten erfüllt und in dieser Pflichterfüllung sich an ihr Unglück gewöhnt; wer bürgt ihr dafür, daß sie sich noch länger daran gewöhnen könne, daß nicht ihre Jugend alle ihre Rechte geltend machen, sie zur Empörung gegen ihr Loos treiben und aus einem alltäglichen Unglück ein tragisches machen werde?"

Meine Dame, antwortete ich, wir sind Landsleute; ich erkenne das an Ihrer Antipathie gegen die Revolution und an Ihrer Neigung, das Unrecht zu konserviren, weil das Recht nicht, wie das Unrecht, ohne Geburtsschmerzen in die Welt kommen kann.

Doch die Unbekannte ließ sich in ihrem Ser-

mon nicht stören und fuhr fort: „Es gibt noch andre Bedenken, welche deine Phantasie beunruhigen können, solltest du durch meine Worte etwa eitel geworden sein. Du glaubst, eine poetische Situation erlebt, gleichsam poetische Studien gemacht zu haben, und deine Eitelkeit bildet dir vielleicht ein, die Zuneigung, welche du dem armen Weibe eingeflößt hast, komme blos auf Rechnung deiner Persönlichkeit und deiner tollhäuslerischen Phantasien. Beneidenswerther Triumph! Würdest du denselben Eindruck gemacht haben, wenn du ohne Geld und in der Kleidung eines Handwerkers erschienen wärst? Ist es nicht zum größten Theil die Ueberlegenheit deiner äußern Stellung, der Anstrich eines „vornehmeren Standes," wodurch du der an Armuth, Entbehrung, Beschränkung, Zurücksetzung und Erniedrigung gewöhnten Frau im Augenblick einer generösen Laune imponirt hast? Hätte nicht jeder Voyageur oder Fabrikant dieselbe Wirkung hervorbringen können? Wo bleibt also auch das, was du auf die Rechnung poetischer Menschlichkeit, und wo bleibt das, was du auf Rechnung menschlicher Freiheit schreiben mögtest? War es nicht vielmehr die arme Sklavinn, als das freie Weib, das sich dir anvertraut und an den Hals geworfen hat?"

Die zudringliche Predigt begann mich sehr zu langweilen. Ich bemerkte daher der Dame, der Kondukteur habe mir versichert, daß ich allein reise; hätte sie nicht einen so ungemeinen Scharfblick an den Tag gelegt, so würde ich annehmen müssen, daß sie ein blinder Passagier sei.

Doch auch dieß störte die Predigerinn nicht und sie nahm ihren Faden von Neuem auf: „Du bildest dir ein, an diesem armen Weibe die Menschenwürde geachtet und das Prinzip der Gleichheit zur Geltung gebracht zu haben. Sprich, würdest du gegen eine Dame von Stand dich auf die nämliche Weise benommen haben, wie gegen diese Frau eines Handwerkers? Hast du es nicht von vorn herein gewissermaßen als eine Pflicht derselben angesehen, sich auf deine Einfälle einzulassen, dir gleichsam als Werkzeug deiner Laune zu dienen? Hast du sie nicht mit einem gesellschaftlichen Ueberlegenheitsgefühl behandelt, das du an „Höheren" höchlich getadelt haben würdest? Hast du nicht ihre Reize mit einer anmaßenden Ungenirtheit gemustert, wie ein Sultan? Hast du nicht psychologisch mit ihr experimentirt? Doch noch mehr. Hast du auch bedacht, daß die schöne Anadyomene eines Andern Weib ist? Wo bleibt

dein Gleichheitsprinzip? Wäre sie dein, mit welcher Miene würdest du es ansehen, wenn ein Anderer ihre Schönheit untersuchte und die volle Freiheit, ihr Interesse einzuflößen, ausüben wollte? Würdest du nicht jeden Blick eines solchen Experimentators für ein Verbrechen an ihrer Würde, und nicht jede Liberalität, mittelst welcher sie selbst den Verkehr mit ihrer Liebenswürdigkeit gestattete, für ein Verbrechen an ihrer Pflicht der Selbstachtung erklären? Verringert etwa die größere Unempfindlichkeit, die du ihrem Mann zutrauen magst, die Unrechtmäßigkeit deiner Eingriffe? Fühlst du jetzt nicht, du Schutzredner der Vagabunden, daß dein Fuß auf dem Weg der Verwirrung aller moralischen Begriffe steht? Hüte dich, hüte dich, daß du nicht auch in der moralischen Welt ein Vagabunde wirst!"

Langweilige Person, schrie ich das Frauenzimmer an, wäre Ihre Predigt so poetisch, wie sie philiströs, und so neu, wie sie dumm ist, so würde ich aus Rücksicht auf Ihr Geschlecht mich wenigstens zwingen, sie bis zu Ende zu hören. Jetzt aber setze ich alle Galanterie an die Seite und kündige Ihnen an, daß ich, Sie mögen Ihren Platz bezahlt haben oder nicht, Sie

ganz unmoralisch aus dem Wagen werfen werde, wenn Sie nochmals den Mund aufthun.

Das wirkte. Doch wer war die Dame? War es Anadyomene? Es war ein sehr bekanntes Frauenzimmer, die Harpyie der Poesie, die Schwester der Furcht, die Mutter des Katzenjammers, die Schutzgöttinn der alten Jungfern, das Ideal der Philister (welche hiermit gebeten werden, mich mißzuverstehen), mit einem Wort, es war die Frau — Moral.

Als die Dame zur Rechten zum Schweigen gebracht war, klopfte es mir auf die linke Schulter und eine süße Stimme sprach: „Thörichter Freund, fürchtetest du denn, nur heute Abend fahre die Post nach dem „frohmüthigen" Zürich? Vergebens habe ich dir nachgeblickt: ach! das Rad des Postwagens wie das Rad der Zeit hemmt kein Blick und kein Seufzer. Ich habe in dir meinen Lehrer gefunden und mich selbst hast du zur Lehrerin eingesetzt, aber ach! wo ist meine Schule, wo sind meine Schüler?"

Ich erkannte das Echo von Anadyomenens Stimme und seufzte, wie aus Reue über meine große — Ungeschicklichkeit.

Epilog an Anadyomene.

Arme Anadyomene, dein Lehrer wird dich lange nicht, vielleicht niemals wiedersehen. Seit jenem heitern Abend hat sich wieder Manches geändert und es winkt mir jetzt eine andere Anadyomene, die das Herz noch mächtiger treibt und anzieht, als du. Sie ist ein stolzes Weib, das über eine halbe Erde gebietet, und ihr Gebot ist so viel mächtiger, denn das deine, als ihr Reich größer ist, denn dein Bodensee. Sie ist nicht freundlich wie du, sondern sie blickt ernst und düster; sie liebt nicht wie du, sondern sie streitet und haßt. Und dieser hassenden Schönen soll ich folgen über das Meer? Ja, ich will und ich muß. Doch sei unbesorgt; fürchte nicht, daß ich als ein Priester des Hasses aus den Umarmungen deiner großen Nebenbuhlerinn hervorgehen werde. Sie haßt nur, weil sie liebt, ja sie liebt auch dich; ihr Haß gilt nur den Hassenden, gilt nur

den Feinden wahrer Liebe, denn nur die Freiheit kennt eine wahre Liebe. Wenn das stolze Weib, dessen Herz von verhaltener Liebe, deren Angesicht von edlem Hasse glüht, ihren Kampf ausgekämpft und unsre Feinde vernichtet hat, dann erst wird sich ihre Miene aufheitern in freundlichem Wohlwollen und sie wird dir die Hand reichen als deine zärtliche Schwester. Bis dahin, Anadyomene, mußt du dich mit Hoffnungen trösten und verlassen harren einer schöneren Zeit. Ich fodre dich nicht auf, mitzuziehen über das Meer und deine Schwester zu begrüßen. Sie würde von dir fodern, was du ihr nicht zu gewähren vermögtest, sie würde dich auffodern zu hassen. Ihr teutschen Weiber seid nicht geschaffen für den Haß und eure Männer sind zu schlaff dazu. Wohlan, könnt ihr nicht hassen, so enthaltet euch wenigstens, zu lieben. Entschließt euch und verschwört euch, mit eurem Kuß und eurer Umarmung keinen Sklaven mehr zu beglücken und keinen Despoten, und findet ihr keine Männer, die frei sind, so liebt mindestens nur solche, die es werden wollen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

den Feinden wahrer Liebe, denn nur die Freiheit kennt eine wahre Liebe. Wenn das stolze Weib, dessen Herz von verhaltener Liebe, deren Angesicht von edlem Hasse glüht, ihren Kampf ausgekämpft und unsre Feinde vernichtet hat, dann erst wird sich ihre Miene aufheitern in freundlichem Wohlwollen und sie wird dir die Hand reichen als deine zärtliche Schwester. Bis dahin, Anadyomene, mußt du dich mit Hoffnungen trösten und verlassen harren einer schöneren Zeit. Ich fodre dich nicht auf, mitzuziehen über das Meer und deine Schwester zu begrüßen. Sie würde von dir fodern, was du ihr nicht zu gewähren vermögtest, sie würde dich auffodern zu hassen. Ihr teutschen Weiber seid nicht geschaffen für den Haß und eure Männer sind zu schlaff dazu. Wohlan, könnt ihr nicht hassen, so enthaltet euch wenigstens, zu lieben. Entschließt euch und verschwört euch, mit eurem Kuß und eurer Umarmung keinen Sklaven mehr zu beglücken und keinen Despoten, und findet ihr keine Männer, die frei sind, so liebt mindestens nur solche, die es werden wollen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzen, Karl,

Politische und unpolitische Fahrten und Abenteuer

Bd.: 2

Mannheim 1846

P.o.germ. 596 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110786-9